

Paul de Kock's

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Uterundfünfzigster Theil.



Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1845.

Hand by Hand

Handwritten title or heading

Handwritten text

Handwritten text

Handwritten text

Handwritten text

Handwritten text

Die Frau,

der

Mann und der Liebhaber.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Eisner.

Vierter Theil.



Stuttgart:

Scheible, Kieger & Sattler.

1845.

Die Frau

Wann und der Reichthum

Haus zu Buch

Dr. Friedrich Glöner

von

Dr. Friedrich Glöner

Stuttgart

Stuttgart

Verlag des Verlegers

1811

Erstes Kapitel.

Der Mann bei dem Liebhaber.

Ich bleibe bei dem Anblick Jenneville's unbeweglich stehen und weiß nicht, ob er meine Blässe und meine Bestürzung bemerkt; aber er lächelt höhnisch, indem er zu mir sagt: „Ich bin entzückt, Sie zu Hause zu treffen.“

Er tritt herein und setzt sich in den Lehnstuhl, welchen einen Augenblick zuvor seine Frau einnahm, die sich zwei Schritte von da hinter der Glashüre befindet. Ich habe nicht die Kraft, ihn zurückzuhalten; ich folge ihm, bleibe aber vor ihm stehen und entgegne: „Es ist wirklich ein Zufall, daß Sie mich getroffen haben, denn ich wollte eben ausgehen.“

„Ihr Portier hat mir gesagt, Sie seien krank... Sie wären fürchterlich gestürzt!“

„Ja, das ist wahr, aber ich bin wieder genesen... ich glaube, daß mir die frische Luft gut thun wird.“

„Sie scheinen übrigens noch bedeutend geschwächt... Ich finde Sie sehr blaß.“

„O, das ist eine Folge meines Sturzes... Ich will zu meinem Arzte gehen und...“

„Ich werde Sie begleiten, denn ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

Er wird mich begleiten, denke ich in meinem Sinne, ich kann mich also seiner nicht entledigen! Somit wird es das Kürzeste sein, wenn ich ihn anhöre. Die arme Augustine! wie bange muß es ihr in diesem Augenblicke sein!

Ich werfe mich mit einer Miene der Ungeduld, die ich nicht zu verbergen suche, auf einen Stuhl. Jenneville scheint nicht darauf zu achten und sagt in spöttischem Tone zu mir: „Nun, mein lieber Delygny, haben Sie immer noch Lust, mich mit meiner Frau zu vereinigen?“

Ich fühle, daß mir das Blut in's Gesicht steigt, und suche vergebens eine gleichgültige Miene zu heucheln, als ich erwiedere: „Ich? das ist mir ganz einerlei; ich denke, Sie sind Herr Ihrer Handlungen...“

„Allerdings; aber erinnern Sie sich nicht mehr, auf welche eindringliche Weise Sie zu Gunsten meiner ehrenwerthen Gemahlin sprachen, als ich Ihnen Blagnards Bankerott mittheilte? . . . welche schöne Rede Sie hielten, um mich zu überzeugen, daß ich Unrecht gehabt, mich von ihr zu trennen, und daß ich nur mit ihr glücklich sein könne?“

„Ich erinnere mich dessen in der That, und ich glaube nicht, daß ich Ihnen damals schlecht gerathen habe, Herr Jenneville!“

„Das sage ich auch nicht! Ihr Rath war im Gegentheil vortrefflich. Ich versichere Sie sogar, daß ich im ersten Moment davon gerührt war. Aber als ich, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, mit Frau von Remonde von Ihnen sprach, hat sie mich

von Etwas unterrichtet, welches meine Achtung für Ihre Rathschläge sehr verminderte..."

"Es liegt mir wenig daran, was diese Dame Ihnen gesagt haben mag. Sie lassen mich Nichts mehr von Blagnard wissen... hat man Nachricht von ihm?... und wie steht's mit dem Gelde, dessen Sie bedürfen?"

"Ich danke, ich habe Geld erhalten; sprechen wir wieder davon, was Frau von Remonde zu mir gesagt hat. Poß Tausend! es hat mich sehr belustigt, besonders wenn ich an die schönen Reden dachte, die Sie mir in Betreff meiner Frau gehalten haben!"

"Ich habe Eile, Herr Jenneville, ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich ausgehen müsse..."

"O, Sie müssen mir noch einige Augenblicke gönnen. Wohlan, mein Lieber, Frau von Remonde hat mir gesagt... ha, ha, ha! ich muß noch drüber lachen... sie hat mir gesagt... Sie seien der Geliebte meiner Frau!"

"Frau von Remonde hat Sie falsch berichtet," erwiderte ich mit bebender Stimme. "Ich habe allerdings öfters das Vergnügen gehabt, mit Madame Luceval zusammenzukommen... ich habe sie nur unter letztem Namen gekannt und wußte damals nicht, daß sie Ihre Gemahlin war... aber ich kann Sie bestimmt versichern..."

"Nun, mein lieber Deligny, wozu wollen Sie sich vertheidigen? Ei, mein Gott! was liegt mir daran, ob Sie oder ein Anderer ihr Geliebter sind!... Seit ich Augustine verlassen, kann sie thun, was

sie will... das ist ganz natürlich... Unsere Weiber hintergehen uns, während sie mit uns leben, es wäre also sehr sonderbar, wenn sie uns treu bliebe, nachdem wir uns von ihnen getrennt haben... es sei denn, daß es aus Widerspruchsgeist geschähe..."

"Ich versichere Sie, mein Herr, daß man Sie hinsichtlich des Verhältnisses zwischen mir und Madame... Luceval falsch berichtet hat."

"O, ich weiß, daß sie sich Madame Luceval heißen läßt... das ist sehr rücksichtsvoll von ihr... Aber Sie vergessen, mein Lieber, daß Sie, ehe Sie den schönen Plan hatten, mich mit meiner Frau auszusöhnen, mir gestanden haben, Sie seien verliebt, und zwar leidenschaftlich verliebt!"

"Ich kann verliebt gewesen sein... Ihre Frau Gemahlin geliebt haben, ohne daß ich einen Beweis liefere, daß ich erhört worden bin."

"Ach, Sie sind allzu bescheiden! aber mir müssen Sie keine solche Geschichten weiß machen. Wir sind nicht mehr in dem Jahrhundert der platonischen Liebe... wenn je ein solches existirt hat, woran ich jedoch sehr zweifle. Wir wollen etwas Reelles, Positives und gehen gerade auf das Ziel los. Meine Frau ist außerdem feinfühlernd... sehr feinfühlernd, ich kann davon reden... Bringt man, wenn man Nichts von einer Frau erhalten hat, den ganzen Tag bei ihr, und bleibt sogar bis Morgens ein Uhr bei ihr?... He? Sie sehen, daß ich als Gatte genau unterrichtet bin."

„Ich versichere Sie, daß der Schein trügt. Wer, der diese Verbindung kennt, kann läugnen, daß Ihre Frau mich nur empfing, um von Ihnen mit mir zu sprechen?“

„Wie! von mir haben Sie alle Morgen und alle Abende mit meiner Frau gesprochen!... Da hatten Sie allerdings einen hübschen Gegenstand der Unterhaltung, und es wundert mich jetzt nicht mehr, warum Sie so lange bei ihr blieben.“

„Es steht zu Ihnen, daran zu zweifeln; ich rede übrigens die Wahrheit.“

„Mein lieber Deligny, ich habe eine zu gute Meinung von Ihnen, als daß ich Ihnen glauben könnte.“

„Mein Herr, wir haben bereits zu viel über diesen Gegenstand gesprochen, und ich bitte Sie, davon abzubrechen.“

„Ach, jetzt werden Sie böse!... Parbleu! das ist wirklich komisch!... Ich bin der Ansicht, daß, wenn sich Jemand darüber ärgern könnte, ich es sein müßte, nicht aus dem Grunde, weil Sie Augustinens zärtlicher Freund sind, sondern weil Sie mich dazu veranlassen wollten, diejenige zurückzunehmen, deren Geliebter Sie sind.“

„Ich wiederhole Ihnen noch einmal, Herr Jenneville...“

„O, ärgern Sie sich, wenn es Ihnen Spaß macht, mir fällt es nicht ein. Ich gehöre nicht zu jenen eifersüchtigen, empfindlichen Männern, die, nicht zufrieden, daß man sie betrogen, auch noch von dem erstochen werden wollen, der ihre Stelle vertreten hat; ich, mein

Herr, würde mich zwar für eine Geliebte zehn bis zwanzig Mal schlagen ... aber für meine Frau, nein, so dumm bin ich nicht. Ich habe nicht im Sinn, mit Fingern auf mich deuten zu lassen. Sie werden auch zugeben, daß es sehr lächerlich wäre... sich für eine Frau zu duelliren, die nicht besser ist als alle übrigen!"

In diesem Augenblick dringt ein schwaches Stöhnen aus dem Cabinet, worin Augustine sich verborgen, und gleich darauf erfolgt ein starkes Geräusch.

Jenneville sieht mich an. Ich zittere. Sie braucht vielleicht Hülfe, und ich darf ihr, aus Furcht, ihre Anwesenheit zu verrathen, nicht beispringen.

Jenneville erhebt sich kalt mit den Worten: „Sie haben Besuch ... Ich bedaure unendlich, Sie gestört zu haben..."

„Ich ... es ist Niemand bei mir ... Was liegt jedenfalls Ihnen daran?“

„Ich glaube, mein Lieber, daß Ihre Dame Luft schöpfen muß.“

Damit öffnet er, ehe ich Zeit finde, ihm in den Weg zu treten, die Thüre des Cabinets und deutet auf Augustine, welche leblos auf dem Boden liegt.

Ich sehe nur noch die Frau, die ich an bete; ich eile auf sie zu, hebe sie auf und trage sie mit dem Ausrufe: „Sehen Sie, in welchem Zustande sie sich befindet! ... sie stirbt! und Sie haben ihren Tod verschuldet!“ in das vordere Zimmer.

„Ach! ich soll daran Schuld sein... das ist auf Ehre

köstlich! Nun, wollen Sie noch behaupten, Sie hätten kein Verhältniß mit meiner Frau?"

"Ach, helfen Sie mir um's Himmels Willen, ihr Beistand zu leisten; wenn dieß geschehen, werden Sie mich bereit finden, Ihnen jede beliebige Satisfaction zu geben."

"Ei, ich sage es Ihnen noch einmal, ich hege keinen Groll gegen Sie!... Wer Teufels will Händel mit Ihnen anfangen? Beruhigen Sie sich, die Ohnmachten sind nie gefährlich! Ich verlasse Sie, denn wenn Augustine die Augen aufschlüge, müßte ich wieder eine tragische Scene mit ansehen, und diese sind mir zuwider. Adieu... Es freut mich nur, Ihnen bewiesen zu haben, daß ich mich nicht von Ihnen an der Nase herumführen lasse."

Er hat sich entfernt, aber in diesem Augenblicke sehe ich nur sie. Sie ist immer noch besinnungslos. Ich gieße frisches Wasser und Essig auf sie... ich weiß nicht mehr, was ich thue... ich fühle, selbst kaum genesen, daß mich die Kräfte verlassen... ich knie vor ihr nieder, lege ihr Haupt auf meine Brust, schleppe mich mit ihr zum Fenster und mache es auf. Ich schreie, ich rufe um Hülfe... Man öffnet meine Thüre und tritt singend zu mir ein.

Es ist Dubois, der, als er mich neben dem Stuhle knieen sieht, worauf Augustine sitzt, ausruft: „Wie, es ist eine Dame bei Dir, und Du läßt die Thüre offen stehen!“

„Ach, komm', komm', hilf mir ihr beistehen... Sie ist ohnmächtig, ich weiß nicht, was ich anfangen

folll ... Ach, Dubois, wenn Du früher gekommen wärest, hätte sie ihren Gatten nicht gesehen!"

"Der Teufel! wenn der Gatte da war, begreife ich die Ohnmacht..."

"Du bist Schuld, daß Jenneville sie hier getroffen hat!"

"Jenneville ... Wie! wäre es möglich..."

"Aber gib mir doch Etwas her..."

"Ich finde Nichts hier ... da sieht es noch schlimmer aus als bei mir..."

"Geh', hole mir einen Arzt ... geh', ich beschwöre Dich..."

"Man sollte ihr etwas Fleischbrühe eingießen..."

"Dubois, schaff' um Gottes Willen Hülfe herbei ... sie kann unmöglich in diesem Zustande gelassen werden."

"Wohlan, beruhige Dich, ich will Dir alle Aerzte des Quartiers herbeiholen."

Er geht. Ich kniee immer vor Augustinen und wende keinen Blick von ihr. Endlich färbt eine leichte Röthe ihre Wangen ... sie schlägt die Augen auf ... ihr Erstes war, ihre Blicke auf mich zu richten, dann bedeckt sie das Gesicht mit ihren Händen und ruft aus: "Er ist fort! aber nicht wahr... er hat mich gesehen?... O mein Gott! ich bin verloren..."

"Augustine, fassen Sie sich ... wozu wollen Sie verzweifeln? ... Hat er Ihnen nicht durch sein Betragen das Recht gegeben, unabhängig zu handeln? Ueberdies wissen Sie ja, daß Sie nicht strafbar sind."

„Ich bin es in den Augen der Welt. Sie sehen ja, daß man behauptet, Sie seien mein Liebhaber!“

„Ei, was kann Ihnen daran liegen, was eine Frau wie die Remonde sagt... die bloß befürchtet, Ihr Mann möchte wieder zu Ihnen zurückkehren?“

„Ach, ich sehe jetzt die ganze Unvorsichtigkeit meines Betragens ein, und wie sehr weiß ich das Ihrige jetzt zu würdigen, Paul... Sie wollten ihn also wieder mit mir vereinigen?“

„Ich wollte Sie glücklich machen und glaubte damals, Sie könnten es nicht sein ohne ihn...“

„Jetzt glauben Sie das nicht mehr... Jetzt verachten Sie mich auch!“

„Ich Sie verachten, Augustine! Fassen Sie sich doch...“

„Wie er mich behandelt hat!... O mein Gott! bin ich genug gedemüthigt?“

„Sie gedemüthigt!“

Sie hört mich nicht mehr an und weint schmerzlich. Ich sehe ein, daß der Anblick Dubois' und der Personen, die er mit sich bringen wird, ihren Kummer nur vermehren muß; ich sage ihr daher, daß man kommen werde, weil ich um Beistand für sie ausgeschiedt habe. Als bald reicht sie mir die Hand, sagt mir schluchzend Lebewohl und entfernt sich, ihr Taschentuch vor's Gesicht haltend, rasch von mir.

Arme Augustine! Die Anwesenheit ihres Gatten, die Art, wie er sich über sie äußerte, mußten ihr wehe thun! Doch ich hoffe, daß sich bei ruhigem

Nachdenken ihr Schmerz legen wird. Sie wird einsehen, daß sie einem Manne, der sich aufführt wie Jenneville, keine Treue schuldig ist. Ueber die Treulosigkeit, der er sie fähig glaubt, zu scherzen und zu lachen!... Er empfindet also gar keine Liebe mehr für sie. Mir ist, als ob er mir darum nur noch mehr zuwider wäre; ich hätte ihn geachtet, wenn er Händel mit mir angefangen haben würde.

Während ich an diese peinliche Scene denke, vergesse ich die reizende Unterhaltung nicht, die ihr vorangegangen war. Augustine liebt mich! Warum sollte das eben Borgesallene ihre Gefühle verändern? Nein, ich will sie trösten... ihre Thränen trocknen; und da ich, ohne es zu sein, für ihren Geliebten angesehen werde, warum sollte ich nicht auch den Lohn für meine Treue und Liebe erhalten?... In den Augen der Welt ist sie deshalb nicht strafbarer, und kann sie sich jetzt noch ein Verbrechen daraus machen, ihren Mann nicht mehr zu lieben?

Ich werfe mich auf einen Stuhl und denke an das, was sie mir vor diesem unheilvollen Besuche gesagt hat; ich habe meine Thüre nicht aufmachen hören, aber als ich die Augen erhebe, bin ich ganz erstaunt, eine kleine, mir unbekante Frau, die neugierige Blicke im Zimmer herumwirft, vor mir stehen zu sehen.

„Wo ist denn die Dame, die meiner Hülfe bedarf?“ fragt sie.

„Ihrer Hülfe, Madame?“

„Allerdings, mein Herr; man hat mich geholt... man hat mir die Klingelschnur heruntergerissen,

so heftig hat man geläutet!... Dieses Logis hat man mir genau bezeichnet... Wohlan, mein Herr, führen Sie mich zu der Person... Seit wann fühlt sie sich unwohl? ... ist es das erste Mal der Fall? ... ist die Dame noch jung?"

Jetzt geht mir ein Licht auf: Dubois hat mir diese Frau zugeschickt! „Sind Sie vielleicht..."

„Hebamme, mein Herr, und ich darf mich rühmen, in diesem Quartier sehr bekannt zu sein.“

„Mein Gott, Madame, ich bedaure unendlich, daß man sie gestört hat, aber ich bedarf Ihrer Dienste durchaus nicht.“

„Ich kann mir wohl vorstellen, mein Herr, daß Sie meines Beistandes nicht bedürfen, aber man hat mich doch vermuthlich aus irgend einem andern Grunde kommen lassen.“

„Man hat sich getäuscht, Madame, es ist ein Irrthum!“

„Was soll das heißen, mein Herr, läßt man eine Frau, wie ich bin, bloß kommen, um sie für Narren zu haben? Meine Zeit ist kostbar, bester Herr... und die Klingel, die man mir herabgerissen hat..."

„Ich verstehe Sie, Madame.“

Ich drücke der Hebamme einen Fünffrankenthaler in die Hand, worauf sie mich in Ruhe läßt. Kaum ist sie fort, kommt Dubois mit einem halb Duzend Fläschchen im Arme zurück; er stellt sie auf den Tisch und sagt: „Das ist für Nervenleiden... das für Ohnmachten... das für Anfälle von Schlassucht... das für Schwäche..."

„Es ist Alles überflüssig, mein lieber Dubois; sie ist wieder zu sich gekommen und hat sich entfernt.“

„Dann war es wohl der Mühe werth, mich eine ganze Apotheke kaufen zu lassen.“

„Du bist doch ein Narr, daß Du mir eine Hebamme schickst!“

„Du wolltest ja um jeden Preis Beistand, Hülfe ... Ich sah im Vorbeigehen einen Schild und unten eine Glocke ... Ich war sogar der Meinung, es sei ein Zahnarzt, aber ich dachte, ich will ihn immerhin schicken ... Doch, gleichviel, ich stecke meine Arzneimittel wieder ein und verschenke sie in meinem Quartier, obgleich meine jungen Eroberungen nicht die Gewohnheit haben, in Ohnmacht zu fallen ... Allein man kann nicht wissen, es kann sie auch anwandeln. Ei! laß uns ein wenig plaudern, weißt Du, daß Du so verschwiegen bist, wie ein Eunuche? Wie! Jenneville's Frau ist der Gegenstand Deiner Leidenschaft, und Du sagtest mir nichts?“

„Ach schweig', Dubois, schweig'! ... Dieses Geheimniß soll nie über Deine Lippen kommen ...“

„Dieses Geheimniß! ... Da es der Mann weiß, begreife ich nicht, was ihr zu befürchten hättet ... Ist er außerdem nicht von seiner Frau geschieden! ... Das geht ihn nichts mehr an!“

„Ich wiederhole es Dir, sprich nie ein Wort davon, wenn Du nicht willst, daß ich ernstlich böse auf Dich werde ... Alles, was ich Dir jetzt sagen kann, ist das, daß der Schein trügt, und obgleich es Au-

gustinens Gatte nicht verdient, war sie ihm doch immer treu."

"Höre, mein Junge, wenn es Dir Spaß macht, so will ich glauben, eine Ratte sei ein Dohse, damit Du siehst, daß ich gefällig bin. Wenn Du aber in der langen Zeit, die Du schmachtetst und seufzest, nicht weiter gekommen bist, so muß ich Dich bloß bedauern. Laß uns jetzt von Dir reden; Du hast Dich verwundet, Du bist krank gewesen... ich habe es erst heute Morgen erfahren... ich bin seither wieder ausgezogen... wie geht es Dir denn?"

"Ach, mein Freund!... ich fühlte mich eben ganz genesen! Sie hatte mir endlich gestanden, daß sie mich liebe... Aber das unerwartete Erscheinen ihres Gemahls hat all ihren Schmerz wieder aufgerührt, und ich fürchte, daß..."

"Du fürchtest immer!... Pfui! sieh' mich an... ich habe nie gewußt, was Furcht ist. Ich lasse mich aber auch meine Liebchaften nicht so angreifen!... Ei! bist Du kräftig genug, eine Cotelette und ein Huhn mit mir zu essen?"

"Nein, mein Freund, heute noch nicht, ich bin zu schwach, und die Erlebnisse dieses Tages haben so mächtig auf mich eingewirkt, daß ich der Ruhe bedarf."

"Wie Du wünschest... Ich gehe zum Essen; heute will ich Dich noch Deinen Seufzern und Deiner Liebe überlassen; aber morgen mußt Du eine Julienne und ein Beefsteak dazu essen, das ist zwar nicht so romantisch, aber desto nahrhafter."

Dubois verläßt mich und ich werfe mich auf mein Bett.

Zweites Kapitel.

Vierzehn Tage Geduld.

Der Tag ging, obgleich ich allein war, schnell vorüber. Ich weiß, daß ich von Augustinen geliebt werde, und diese süße Gewißheit zeigt mir Alles in rosigem Lichte. Es scheint mir sogar, als ob mir das Abenteuer vom Morgen vortheilhaft wäre, denn unmöglich kann Augustine ferner an einem Manne hängen, von dessen Lieblosigkeit sie nun allzugewiß überzeugt ist, und der ihre Treue so wenig zu schätzen weiß.

Am folgenden Morgen fühle ich mich vollkommen wiederhergestellt, und ohne die Wunde, die wohl lange nicht vernarben wird, würde ich gar nicht glauben, daß ich krank gewesen wäre. Ich nehme mir beim Frühstück fest vor, bald zu Madame Luceval zu gehen... Madame Luceval! ja, ich nenne sie gerne so; der Name Jenneville war nicht gut genug für sie!

Ich will eben ausgehen, als mein Portier mit einem Briefe in der Hand zu mir eintritt. Er will sich nach meiner Gesundheit, nach meiner Wunde, nach meiner Zufriedenheit mit seiner Schwester, die mir abgewartet hat, erkundigen, ich lasse ihm aber keine Zeit, sondern reiße ihm den Brief, den er mir erst in fünf Minuten überreicht hätte, aus der Hand;

ein geheimes Vorgefühl sagt mir, daß er von ihr sei, und ich sehe es an den Schriftzügen, daß ich mich nicht getäuscht habe. Ich entlasse meinen Portier und öffne den Brief... Was kann sie mir heute schreiben, wo sie sich vorstellen kann, daß ich sie besuchen werde?... Ich will einmal lesen:

„Mein Freund!...“ Ihr Freund... dieses Wort verleiht mir wieder Muth, sie ist also nicht böse... „Die Scene von gestern hat einen schmerzlichen Eindruck auf mich gemacht; ich kann mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß mein Mann jetzt das Recht habe, mich zu verachten...“ Sie verachten, welcher Einfall! Ist nicht er allein strafbar, verdient nicht er allein verachtet zu werden?... „Um die Unvorsichtigkeit meines Betragens wieder gut zu machen, und besonders um die Schwäche zu besiegen, wovon ich Ihnen Geständniß gemacht habe, wird es das Beste sein, wenn ich Sie nicht mehr sehe...“ Mich nicht mehr sehen!... ach, warum nicht gar! das ist sehr stark... „Gestehen Sie, mein lieber Paul, daß es das Klügste ist, was ich thun kann, denn wer steht mir dafür, wenn ich Sie noch ferner sehe, daß ich am Ende nicht ganz strafbar werde?...“ Zum Henker! ich hoffe es auch... aber sie nennt das strafbar!... „Ich wage jetzt nicht mehr, auf meine Kraft mich zu verlassen, noch auf meine Vernunft...“ Ihre Vernunft! ihre Vernunft!... Diese Frau macht, daß ich die

meinige verliere... „Allein vollständig darauf zu verzichten, Sie zu sehen, scheint mir ein sehr grausames Opfer, und die Welt, der ich es bringe, wird mir keinen Dank dafür wissen...“ O, gewiß wird man es ihr nicht danken!... „In der Unruhe, die mich verzehrt, ist Alles, was ich weiß, daß ich Sie einige Zeit fliehen muß, bis mein Herz wieder einige Kraft über sich selbst errungen hat. Wir sehen uns wieder, ich verspreche es Ihnen. Ich reise augenblicklich auf das Land ab; suchen Sie nicht, mir zu folgen, ich bitte Sie inständig darum, geben Sie mir diesen letzten Beweis Ihrer Zuneigung.“

Sie flieht mich! das heißt, sie will mich erst dann wieder sehen, wenn sie mich nicht mehr liebt!... Das also ist der Lohn für meine Liebe! Nun ich es endlich dahin gebracht habe, daß man mich liebt, entfernt sie sich von mir, weil sie mich fürchtet. In der That, diese Frau wird mir am Ende noch lächerlich erscheinen. Ihr Mann verläßt sie, findet es in der Ordnung, daß sie einen Liebhaber hat, und die Frau ist trostlos darüber, daß es mir gelungen ist, ihr Herz zu rühren! Bin ich nicht sehr unglücklich, daß ich gerade an eine Frau gerieth, die tugendhaft sein will, wenn man ihr erlaubt, es nicht zu sein; man hat ganz recht, wenn man sagt, daß die Frauen gerade das lieben, was man ihnen verbietet.

Es ist mir sehr leid, Madame, allein ich werde

der letzten Bitte ihres Briefes keine Folge leisten, ich will sie nicht ruhig abreisen lassen und deshalb damit anfangen, sie zu besuchen. Wenn sie das be- trübt, gut! so werden wir uns ganz entzweien, da ich lieber gar nicht von den Leuten geliebt sein will, als so aus der Ferne.

Mein Entschluß ist gefaßt und ich begeben mich zu Augustinen; allein wie ich zu ihr hinaufgehen will, hielt mich ihr Portier an und sagt mir: „Der Herr weiß also nicht, daß Frau Luceval mit ihrem Mäd- chen heute früh um sieben Uhr abgereist ist?“

„Sie ist abgereist... wohin?“

„Auf ihr Landgut, wie ich vermuthe. Es scheint, Madame habe alle Zurüstungen schon am Abend zu- vor getroffen gehabt, und...“

„Wo liegt denn dieses Landgut?“

„Ah! Madame hat es mir nicht gesagt... Es scheint, als wolle sie dort keine Besuche annehmen, denn ich fragte sie, ob...“

„Was für einen Wagen hat sie genommen?“

„Einen einfachen Lohnkutscher.“

„Und wann kommt sie zurück?“

„Was dieses anbetrifft, das weiß ich nicht.“

Aber was ich weiß, ist, daß ihr Landgut in der Nähe von Luciennes liegt... Aber in welcher Rich- tung?... Ich habe nie daran gedacht, sie darnach zu fragen; sie ist morgens um sieben Uhr abgereist!... Sie fürchtete also, ich möchte vor ihrer Abreise noch kommen. Vielleicht hätte meine Ankunft ihren Ent- schluß geändert; aber sie ist fort!

Wie soll ich erfahren, wo ihr Landhaus ist? Und doch muß ich ihren Aufenthalt entdecken; ich habe nicht so lange geseufzt, um ihr Zeit zu lassen, mich in dem Augenblick zu vergessen, wo sie anfängt, empfänglich zu werden. Ah! Juliette kennt ihr Landgut, sie war schon dort, ich habe sie davon sprechen hören, Juliette kann mir sagen, wo es ist; allein ob sie es mir auch sagen will? Ja, Juliette ist gut, theilnehmend und mitleidig; sie ist hübsch und muß also die Liebe kennen; nach Allem, was ich höre, verabscheut sie Jenneville, während sie mir immer sehr viel Freundschaft bewiesen hat! . . . Suchen wir Julietten auf: zum Glück weiß ich ihre Adresse.

Juliette ist Wittwe, ich kann mich also ohne Umstände bei ihr einführen. Ich zittere, sie möchte auch auf dem Lande sein!

Dem Himmel sei Dank, ich treffe Frau Darbelle — so schreibt sich Juliette — zu Hause; man führt mich zu ihr und sie lächelt, als sie mich sieht.

„Ich erwartete Sie,“ sagt sie zu mir.

„Sie erwarteten mich?“

„Ganz gewiß. Sie haben einen Brief von Augustine erhalten?“

„Ja, Madame.“

„Sie setzt Sie von ihrer Abreise in Kenntniß und Sie sind eiligst zu ihr gerennt, in der Hoffnung, sie noch zu treffen.“

„Ja, Madame.“

„Endlich haben Sie erfahren, daß sie auf ihrem

Landgute ist, und Sie kommen nun, mich zu fragen, wo dieses liegt?"

"Ja, Madame, aber woher wissen Sie?..."

"Ich habe gestern Augustine gesehen, sie weinte und war trostlos; ich versuchte, sie zu trösten und ich mußte es, denn, daß sie gestern bei Ihnen war, ist meine Schuld. Ich wiederholte ihr unaufhörlich, daß Sie verwundet, leidend, in Verzweiflung seien."

"Ach, wie gut Sie sind!"

"Kurz, ich fand sie also ganz in Verzweiflung; sie wollte sterben, wollte vor Allem Sie nie mehr sehen; ich hatte viele Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß ihr Schmerz gar keinen Sinn und sich in ihrer Lage gar nichts geändert habe, als etwa das, daß sie die Ueberzeugung gewonnen, daß ihr Mann ein elender Mensch sei, während Sie sich dagegen sehr edel betragen haben, indem Sie Allem aufgebieten, ihren Gemahl wieder in ihre Arme zurückzuführen."

"Ach, Madame, wie gütig Sie sind!"

"Schweigen Sie doch. Es gelang mir, sie etwas ruhiger zu machen... was ihr Herz anbelangt, so kann ich Ihnen nicht recht sagen, was es denkt. Ich habe ihr bemerklich gemacht, daß Sie nicht mehr zu sehen den Edelmutb Ihres Betragens schlecht entgelten hiesse; dann hat sie sich bedacht, geseufzt und endlich gemurmelt: „Wir wollen in einiger Zeit sehen..."

"Ach, Madame, morgen! heute!"

"Aber, mein Herr, lassen Sie mich doch ausreden. Als ich sah, daß sie ganz entschieden war, auf ihr

Landgut zu gehen, versuchte ich nicht mehr, ihren Entschluß zu bekämpfen, aber ich versprach ihr, sie zu besuchen, und obgleich sie mir keine Erlaubniß dazu gegeben hat, so werde ich Sie doch mitnehmen.“

„Sie nehmen mich dahin mit? Wie viel Dank schulde ich Ihnen! Wann reisen wir ab, Madame?“

„O! Geduld, wir müssen Augustine in ihrer Einsamkeit Langeweile empfinden lassen. In drei Wochen wollen wir sie besuchen.“

„In drei Wochen!... aber das sind drei Jahrhunderte... ich kann unmöglich so lange warten!“

„Nun, in vierzehn Tagen!“

„Und warum nicht morgen?“

„Weil ich Augustine kenne: sie ist etwas überspannt; sie hatte die Absicht, Sie gar nie mehr zu sehen; wollten Sie sich nun augenblicklich bei ihr melden lassen, so könnten Sie möglicher Weise gar nicht angenommen werden; aber eine vierzehntägige Einsamkeit wird ihren Gedanken viele Ruhe geben.“

„Das heißt, ich werde sie sehr vernünftig, sehr kalt, sehr gleichgültig finden!“

„Ach, mein Herr, nicht auf den Feldern, nicht unter dichten Lauben wird eine junge Frau gleichgültig. Uebrigens habe ich es Ihnen gesagt, in vierzehn Tagen, bald nicht, und das ist mein letztes Wort.“

„Und... wenn... wenn ich allein zu ihr ginge?“

„Zunächst würde ich Ihnen nicht sagen, in welcher Gegend ihr Landhaus liegt; allein, selbst wenn Ihnen diese Entdeckung gelänge, bin ich überzeugt,

daß, da sie allein in ihrem Landhause ist, sie Sie gar nicht annehmen, oder sogar über Ihren Besuch sehr böse werden würde."

"Indessen ist sie doch zu mir gekommen!"

"Weil sie überzeugt war, daß Sie sehr krank seien."

"Nun, Madame, meinetwegen . . . weil Sie es durchaus so haben wollen, in vierzehn Tagen also; Sie sind sehr grausam!"

"Es scheint mir im Gegentheil, als sei ich sehr gütig; allein ich verabscheue diesen Jenneville, der meine arme Augustine so unglücklich gemacht hat, so sehr, als ich Sie liebe, daß Sie sie endlich von ihrer unwürdigen Thorheit geheilt haben . . . ach! wenn mein Mann es mir nur zum vierten Theil so gemacht hätte! . . . Allein, leben Sie wohl, Herr Desligny, fassen Sie sich in Geduld und kommen Sie in vierzehn Tagen wieder."

So bin ich also dazu verurtheilt, vierzehn Tage fern von ihr zubringen zu müssen, und das in dem Augenblick, wo ich gewiß bin, daß man mich nicht mehr mit Gleichgültigkeit sieht, wo ich das Glück zu erfassen glaubte. Ach, ich weiß nicht, wohin mich meine Verbindung mit Frau Luceval noch führen wird; allein das kann ich sagen, daß sie bis heute mir mehr Schmerz als Vergnügen verursacht hat.

Ich habe Julietten ohne Zweck, ohne Absicht verlassen; ich habe nur einen Wunsch, vierzehn Tage älter zu sein. Arme Sterbliche, die wir sind! . . . wir fürchten den Tod, und doch wünschen wir oft, die

wenigen Tage, die uns auf dieser Erde zu weilen vergönnt sind, möchten verschwunden sein! Als Kinder wünschen wir groß zu sein; als Jünglinge brennen wir vor Verlangen, unter den Männern Platz zu nehmen; und dann lassen uns, die wir weit entfernt sind, mit unserem Loose zufrieden zu sein, Liebe, Ehrgeiz, Eigennuß tausend Pläne für die Zukunft machen und mit Sehnsucht den folgenden Tag herbeiwünschen, der uns viel glücklicher machen soll, als der vorhergehende. Der Familienvater will seine Kinder versorgt sehen, der Liebhaber wünscht das Herz desjenigen Mädchens zu erobern, die er liebt, der Ehrgeizige will ein Amt, der Dichter, der Maler, der Musiker träumt von glänzenderen Erfolgen, als die, welche er bis jetzt erlangt hat! . . . alle diese Morgen können kommen und finden uns seufzend nach dem nächsten Morgen!

Was mich in diesem Augenblicke betrifft, so möchte ich ein Murmeltier werden und vierzehn Tage lang fortschlafen. Ich habe Lust, den Versuch zu machen und ich schlage deshalb den Weg nach Hause ein, als ich mich am Arme angehalten fühle: es ist Jolivet, der eleganter aussieht, als ich ihn je gesehen habe.

„Guten Tag, mein Kleiner, wie geht es mit der Gesundheit? . . . es ist ein Jahrhundert her, seit ich Dich nicht mehr gesehen habe. . . ich habe so viel zu thun! . . . ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht!“

Ich erinnere mich, daß ich Jolivet seit jenem Tage nicht mehr gesehen habe, wo ich ihm mittheilte, daß ich das Opfer des Bankerottes des schändlichen

Blagnards sei; ich weiß nicht, ob er mich deswegen jetzt für einen armen Teufel ansieht, allein ich finde an ihm einen so hochtrabenden, fast Protectors-Ton, den er nie gegen mich gehabt hatte. Ich lache innerlich über diesen neuen Beweis der Dummheit und Armseligkeit Jolivets, und nehme mir vor, diesen Ton umzustimmen.

„Seitdem Du mich nicht mehr gesehen hast, mein Kleiner, glaubst Du gar nicht, wie sehr meine Geschäfte sich ausgebreitet haben . . . ich wage gegenwärtig Alles . . . ich habe ein Cabinet genommen und muß sogar einen Commis halten, den ich sehr theuer bezahle! Allein ich mußte einen haben . . . ich habe sehr wichtige Geschäfte gemacht . . . ich habe Geld ausgeliehen . . . ich, ich habe Anleihen unterhandelt; allein ich gehe mit außerordentlicher Klugheit zu Werke . . . man muß mir Bürgen oder gute Unterpfänder stellen.“

„Ich verstehe, das heißt, Du leihst nie an Unglückliche oder arme Teufel?“

„Mein Lieber, die Unglücklichen zahlen nicht heim . . . man muß nie mit solchen Leuten Geschäfte machen. Nun! und Du, hast Du Deinen Bankerottirer seither nicht getroffen . . . Du kommst um Deine dreißigtausend Franken dabei . . . das ist hart!“

„O, diesen kleinen Unfall habe ich schon lange vergessen. Ein Oheim von mir von mütterlicher Seite, der außerordentlich reich ist, hat mir das Doppelte jener Summe zugetheilt, um mich schadlos zu halten und diesen Ausfall zu decken.“

„Was der Teufel! das Doppelte! . . . das ist sehr artig, das.“

Und Solivet, der bisher nur neben mir hergegangen war, hängt seinen Arm in den meinigen.

„Und was treibst Du mit diesem Gelde? . . . Du solltest es umsetzen, das würde Dir viel eintragen!“

„Du weißt wohl, daß ich mich schlecht auf Geschäfte verstehe, und daß ich bloß unglücklich gewesen bin . . .“

„Ja; allein, wenn man klug ist, oder wenn man sich mit einem verständigen Manne associirt . . .“

„O nein . . . und dann habe ich auch nicht nöthig, mir so viele Mühe zu geben: jener Oheim wird mir wenigstens fünfzehntausend Franken Renten hinterlassen . . . und dann kann ich mit dem, was ich noch habe, und mit dem Vermögen meines Vaters, das ich gar nicht rechne, wenn ich eine Frau heirathe, die eben so viel hat, fünfzigtausend Franken Renten bekommen, und damit kann man leben.“

Hier stützt sich Solivet noch mehr auf meinen Arm und ruft aus: „Ja, mein Freund, fünfzigtausend Franken Renten, das ist sehr hübsch; aber wenn Dir doch am Ende die Lust ankäme, sie zu vermehren, so bitte ich Dich, gib mir den Vorzug. Mit mir laufft Du keine Gefahr, zu verlieren! Zudem, weißt Du, die alte Freundschaft, die wir für einander haben und an der Du nie gezweifelt haben wirst . . . Ah, bei Gelegenheit, was weißt Du von Dubois? . . . Es ist schon sehr lange her, daß ich ihn nicht mehr gesehen habe . . . ohne Zweifel verbraucht er

„Alles mit Mädchen, wie gewöhnlich ... Aus dem Burschen wird nie Etwas werden!“

„Im Gegentheil, Dubois hat seit einiger Zeit sehr hübsche Geschäfte gemacht; er hat sein Geld in ein Handelshaus gesteckt, woran er Antheil hat, und ich weiß, daß er viel besser steht, als er sich das Ansehen gibt.“

„Ach! ... sehr wohl ... ich verstehe ... das thut er, daß man kein Geld von ihm entlehnen soll ... das ist nicht so dumm ... Dieser Teufels-Dubois! ich hätte das nie von ihm geglaubt! ... Im Ganzen ist er ein sehr guter Kerl! ... ein Lebemann! ... ich muß ihn doch besuchen.“

Ich habe Solivet bereits satt und ziehe meinen Arm aus dem seinigen, da er ihn ziemlich festhält. „Adje, Solivet, ich muß Dich verlassen ... ich gehe zu einer Marquisin, die in der Nähe wohnt ... Ich hoffe, eine reizende junge Gräfin bei ihr zu treffen, der ich den Hof mache.“

Solivet reißt die Augen, in denen sich Erstaunen und Achtung malen, weit auf und ruft: „Bah! ... wirklich ... Du besuchst Marquissinnen und Gräfinnen?“

„Warum nicht?“

„Ach, das ist sehr gut, mein Freund, das kann Dir einen Platz verschaffen ... einen ...“

„Auf Wiedersehen!“

Solivet will mich nicht mehr loslassen; er hält mich bei der Hand zurück und sagt mir noch: „Ich werde Dich besuchen ... Du wohnst, meine ich, in der Charlot-Straße?“

„Ja, aber ich bin nie zu Hause.“
 „Wir müssen uns aber sprechen. Wo speisest Du zu Mittag?“

„O, ich habe für jeden Tag zehn Einladungen.“

„Das ist recht unangenehm, nicht wahr?... Ich, ich bin untröstlich, wenn ich zwei Einladungen für denselben Tag habe, weil dann immer eine verloren ist... doch, wir werden uns wieder sehen...“

„Ja, ja.“

So bin ich endlich frei. Armer Jolivet! Sonst machte mich seine Nichtigkeit lachen, jetzt flößt mir seine Art, groß zu thun, Mitleiden ein. Ein Dummkopf ist ein sehr langweiliges Wesen; allein wenn er reich wird, ist er unerträglich. Um zu sehen, wie weit die Dummheit der Leute gehen kann, braucht man sie nur reich zu machen.

Mit Leuten wie Jolivet würden mir gewiß meine vierzehn Tage nicht kurzweiliger vergehen!... Ach, Juliette, Sie sind sehr grausam!... Allein, sie behauptet, es geschehe zu meinem Vortheil... vielleicht hat sie auch recht... Hat nicht Augustine während der Zeit, wo ich sie nicht mehr besuchte, bemerkt, daß meine Gegenwart ihr nicht gleichgültig ist? Man muß also die Sachen entbehren, wenn man fühlen soll, was sie werth sind.

Ich bin zu Hause angekommen; man befindet sich wohler, wenn man allein ist, als in der Gesellschaft von Leuten wie Jolivet. Doch Dubois kommt, und mit dem kann ich wenigstens plaudern.

„Nun, edler Freund, wie geht es mit der Gesundheit und der Liebe?“

„Schlimm, sehr schlimm!“

„Befindest Du Dich unwohl?“

„Nein... ich befinde mich ganz gut... allein sie ist abgereist!... abgereist, ohne mich zu sehen... und ich muß vierzehn Tage fern von ihr zubringen!“

„Nun, mein Freund, man nimmt auf vierzehn Tage eine Andere, das vertreibt wenigstens die Zeit. Ich führe Dich heute Abend in einen Kreis, wohin auch zwei Nähterinnen kommen, die einen Coursus der französischen Sprache nehmen wollen, um in die Ehre der italienischen Oper einzutreten; wir werden sie Signores tituliren, das wird sie bestechen.“

„Nein, Dubois, ich gehe nicht in Deinen Cirkel; ich will nichts von Deinen Nähterinnen... Ach, Du weißt nicht, was es heißt, verliebt zu sein!“

„Ich weiß nicht, was das heißt! Ich, der ich gar nichts Anderes treibe!... Indessen komm' mit zum Mittagessen; man kann wohl verliebt sein, allein man muß doch essen... es ist zwar unangenehm, allein es ist einmal so.“

Während ich mit Dubois esse, erzähle ich ihm meine Unterhaltung mit Solivet; Dubois lacht über meine Idee, ihn reich werden zu lassen, und wünscht, Solivet zu begegnen, um auf seine Kosten zu lachen.

Trotz der inständigen Bitten meines treuen Gefährten gehe ich Abends nicht mit ihm in die Gesellschaft, wo die beiden Nähterinnen sich einfinden sollen. Klugheit ist vielleicht nicht die einzige Ursache meiner

Weigerung; allein wenn man eine durch ihren Geist und ihre Manieren ausgezeichnete Frau liebt, empfindet man nicht mehr so viel Vergnügen bei Griesetten; es scheint sogar, als finde man sich bei ihnen nicht mehr heimisch. Alles ist Gewohnheit im Leben; allein das beste Mittel, sich gut aufzuführen, ist, seine Neigung an einem guten Platz unterzubringen; unglücklicher Weise ist man nicht immer Herr seiner Neigungen.

Acht Tage sind vorbei! noch sieben, und ich werde sie sehen... Aber wie wird sie mich empfangen?... Kurz, ich werde sie wieder sehen, das ist die Hauptsache, und über die Zukunft muß man sich nie graue Haare wachsen lassen.

Dubois war während der vergangenen acht Tage oft bei mir; auch heute werden wir zusammen zu Mittag speisen. Er dringt nicht mehr in mich, eine Bekanntschaft für den Augenblick zu machen, aber er nennt mich Amadis, Tancred, Palmerin. Er behauptet, daß alle Paladine des Alterthums die Segel vor mir streichen müßten.

Wir gehen plaudernd im Garten der Tuilerien spazieren, als ein Mann auf uns zukommt und Jeden von uns bei der Hand nimmt. Es ist Jolivet.

„Guten Tag, liebe Freunde... guten Tag, Dubois... und der liebe Deligny... ich habe euch von Weitem gesehen und bin schnell gelaufen, um euch noch zu treffen... Meine lieben Freunde, es freut mich sehr, euch zu sehen...“

„Gott verzeihe mir, Jolivet, ich glaube, Du hast

einen neuen Rock... Sonst, weißt Du noch, kauftest Du Deine Röcke im Trödel."

"Unser Dubois ist noch der alte Spaßvogel!... immer noch der Alte!... Meine Herren, wollen wir Eis nehmen?"

"Er bietet uns Eis an!... Bist Du krank, Solivet?"

"Ich biete euch keines an; ich sage bloß, wir wollen Eis nehmen..."

"Wir haben schon genommen, Jeder drei Mal; ah! Du bist also sehr reich geworden, daß Du Dir Eis erlaubst... Ohne Zweifel, seitdem Du auf Pfänder leihst?"

"Ich leihe auf Pfänder? ich!"

"So heißt es wenigstens."

"Ich leihe so wenig auf Pfänder, daß ich eben erst selbst entlehnt habe, das heißt, eine Anleihe von sechszigtausend Franken an Jenneville habe abschließen helfen."

"An Jenneville?"

"Nicht gerade an ihn, allein an eine gewisse Frau von Remonde, für die er gut gestanden ist... Ich hatte anfangs keine große Lust, dieses Geschäft zu machen, allein die Zinse sind so schön, und dann ist Jenneville ein Freund von mir..."

"Mein armer Solivet, ich glaube, daß Deine sechszigtausend Franken in großer Gefahr sind."

Solivet erblaßt und betrachtet Dubois mit Schrecken, während er ausruft: "Was willst Du damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß Jenneville überschuldet ist, oder ruinirt, wenn Du lieber willst...“

„Machet keine so dumme Spässe! Wisset, daß ich dadurch ebenfalls überschuldet wäre...“

„Was geht das Dich an, da Du nicht das Anlehen gemacht hast!“

„Ich bin bei dem Geschäfte betheilig.“

„Wie, ein geschaidter Mann wie Du macht solche Geschäfte!“

„Ei, meine Herren... der Reiz der Interessen... man läßt sich manchmal verleiten... Aber nein, nein... wir haben ein Unterpfund... wir haben... o, ich bin ganz ruhig... Dennoch will ich aber zu meinem Associé eilen und mich überzeugen... Leben Sie wohl, meine Herren.“

„Nun, Solivet, Du nimmst kein Eis?“

„O, ich habe kein Verlangen mehr darnach.“

Solivet verläßt uns eiligst und Dubois lacht, als er ihn so sich entfernen sieht.

„Ohne Zweifel hast Du das bloß gesagt, um ihn etwas zu quälen?“ frage ich Dubois.

„Nein, wahrlich nicht. Nach dem, was man noch heute an der Börse sagte, stehen die Angelegenheiten Jenneville's sehr schlecht: seine Geliebte kostet ihn unsinnig viel Geld; es scheint, daß, je weniger er hat, sie um so mehr will. So machen es die Damen immer: wenn sie sehen, daß ein Mann sich zu Grunde richtet, schonen sie ihn nicht mehr, sondern geben ihm das, was sie den Gnadenstoß nennen.“

Die Lage Jenneville's geht mir zu Herzen; wenn

ich noch reich wäre, so würde es mir, ich fühle es, Freude machen, ihn zu verpflichten; allein jetzt ist mir das unmöglich! Ach, dieser Mann verdient in dessen sein Unglück wohl.

Ich habe Dubois verlassen. Den ganzen Abend denke ich an Jenneville und Frau von Remonde. Auch setze ich voraus, daß Augustine ihren Gemahl nie im Unglück verlassen wird.

Endlich ist der Zeitpunkt da: die vierzehn Tage sind gestern zu Ende gegangen, und um zehn Uhr Morgens gehe ich zu Juliette.

Ich finde sie ganz angekleidet und gerüstet, die Reise anzutreten.

„Sie sehen, daß ich Sie erwartete,“ sagte sie zu mir.

Statt aller Antwort ergreife ich ihre Hand, die sie mir reicht, ein Cabriolet erwartet uns unten und wir reisen ab.

Drittes Kapitel.

Die Liebe auf dem Lande.

Ich habe ein Cabriolet auf den ganzen Tag gemiethet und fahre selbst wie der Wind. Juliette sagt jeden Augenblick zu mir: „Nicht so schnell, mein Herr!“

„Madame, seit vierzehn Tagen sterbe ich fast vor Ungeduld; ich bin endlich froh, daß es bald ein Ende hat.“

„Mein Herr, wenn wir so fahren, werden wir umwerfen, oder den Wagen zerbrechen, oder wird das Pferd stürzen, Eines oder das Andere von uns, vielleicht auch Beide werden verwundet, und dann meine ich, könnte das, statt Ihre Ungeduld zu unterstützen, den Augenblick, nach dem Sie so ungeduldig verlangen, noch um ein Bedeutendes verzögern.“

Juliette hat recht, und ich höre auf, das Pferd zu schinden.

„Ah, Madame, haben Sie seit diesen vierzehn Tagen keine Nachricht von ihr erhalten?“

„Bitte um Entschuldigung, mein Herr.“

„Sie hat Ihnen geschrieben?“

„Ja, mein Herr.“

„Und Sie sagten mir nichts davon?“

„Wie können Sie verlangen, daß ich Ihnen Etwas sage, Sie sind ja ganz närrisch! Sie hören ja nicht auf mich!“

„Ach, verzeihen Sie, Madame.“

„Nach Verfluß dreier Tage hat man mir geschrieben, um mir zu sagen, daß man mich zu sehen wünsche, daß man mich erwarte; dann fragte man mich, ob ich Sie gesehen hätte?“

„Und was haben Sie ihr geantwortet?“

„Nichts; ich habe mich wohl gehütet, ihr Antwort zu geben! Vier Tage darauf schrieb sie mir, daß das Land ihr düster vorkomme... daß es sehr unrecht sei, sie zu vergessen... daß Sie ohne Zweifel nicht mehr an sie denken.“

„Ach, ich hoffe, Sie werden ihr diese falsche Meinung benommen haben.“

„Nicht doch, mein Herr, ich habe ihr gar nicht geantwortet. Ich bin sicher, daß sie jetzt ganz rasend auf mich ist, und vielleicht auch auf Sie!“

„Wie, Madame, so haben Sie sie auf meinen Empfang vorbereitet?“

„Was für ein Kind Sie sind!... Je mehr man fürchtet, von denen vergessen zu werden, die man liebt, um so größere Freude verursacht ihre Anwesenheit. Ich hätte in der That nicht erwartet, daß ich Ihnen diese Sächelchen beibringen müßte!“

Ich sage nichts mehr, allein ich peitsche von Neuem auf das Pferd los; wir eilen durch Neuilly, Nanterre, Malmaison... Ach, da ist Bouginal.

„Sind wir an Ort und Stelle, Madame?“

„Nein, mein Herr, noch nicht, aber bald; wir müssen den Weg dort einschlagen, der in die Höhe führt und der Prinzessinnenweg heißt; er wird uns nach Luciennes führen. Das Landhaus Augustinens ist ganz in der Nähe der Wasserleitung, die Sie da vorne sehen können.“

Wir fahren bergan; man kann nicht mehr Galopp fahren, denn der Weg nach Luciennes ist nicht sehr eben. Endlich sind wir da.

„Dort ist es,“ sagt mir Juliette, „jenes Haus in der Ecke, links.“

Wir sind abgestiegen. Mein Herz schlägt, wie wenn ich ein Verbrechen begehen wollte, oder eher noch, wie wenn ich ein großes Unglück befürchtete,

denn ich glaube, daß das Herz des Unschuldigen viel eher in Aufruhr geräth, als das Herz des Verbrechers.

Juliette hat Mitleiden mit meiner Unruhe; sie nimmt lächelnd meine Hand und sagt zu mir: „Seien Sie ruhig; können Sie denn glauben, daß Ihre Gegenwart ihr nicht angenehm sein wird?“

„Ach, Madame, wenn man sehr liebt, fürchtet man immer.“

„Deshalb seid ihr Herren gewiß gewöhnlich so dreist.“

Eine alte Bäuerin hat uns das Hofthor aufgemacht. „Madame Luceval ist im Garten,“ sagt sie uns; sie will sie holen. Juliette gibt das nicht zu und will sie lieber im Garten auffuchen; ich folge ihr.

Der Garten kommt mir ziemlich groß vor. Wir sind schon durch zwei Alleen gegangen, und ich sehe keine Augustine. Plötzlich bleibt Juliette stehen und deutet auf eine Laube. „Da ist sie,“ sagt sie, „verstecken Sie sich einen Augenblick hinter dieses Buschwerk.“

Ich thue, was sie mich heißt; allein ich bin bloß zwei Schritte von ihr entfernt und kann also die geliebte Stimme hören.

„Du bist es!“ ruft Augustine beim Anblick ihrer Freundin aus. „Ach, wie froh bin ich... und doch bin ich recht böse auf Dich!... mir gar nicht zu antworten!... Umarme mich immerhin... ich will Dich nachher auszanken.“

„Liebe Freundin, Du hattest so große Eile, Paris,

Deine Freunde, die ganze Welt zu verlassen, daß ich Dich die Einsamkeit genießen lassen wollte, nach der Du so großes Verlangen trugst."

"Ach ja, allerdings... ich mußte wohl... ich hätte immer in derselben leben sollen, seitdem mein Mann mich verließ!"

"Wie so! ... Eigentlich hättest Du Dich ganz in eine Wüste zurückziehen und nur von Wurzeln leben sollen, weil Dein Mann Dich verließ und sein Vermögen mit Andern durchbrachte! ... das wäre noch viel erbaulicher gewesen."

"Ach, Juliette, ich bitte Dich, rede mir nicht von Jenneville."

"Nein, Du hast recht, wir wollen nie von ihm sprechen, das wird besser sein. Allein ich bin nicht allein gekommen... ich habe Dir Gesellschaft mitgebracht..."

"Gesellschaft?... wen denn?"

"Jemanden, der es nicht wagt, sich zu zeigen... aus lauter Furcht vor Dir."

Juliette gibt mir ein Zeichen: ich trete vor... Augustine hatte an mich gedacht... sie erröthete... dann nahm sie wieder ihr freundliches, liebenswürdiges, heiteres Gesichtchen an und sagte zu mir: "Sie wagten es nicht, sich zu zeigen?"

"Wenn Sie mich schlimm empfangen hätten, wäre ich sehr unglücklich gewesen!"

Statt aller Antwort reicht sie mir die Hand, die ich in den meinigen drücke, und Juliette ruft aus: "Schlecht empfangen! ... ach, ich hätte sehen mögen,

daß man Jemanden schlecht empfängt, den ich vorstelle.“

Im Augenblick ist aller Zwang verbannt. Ich finde Augustine noch eben so liebenswürdig, ja fast noch liebenswürdiger als zuvor, denn ich lese in ihren Augen den Ausdruck jenes Gefühls, das sie mir eingestanden hat. Juliette will, daß man mir das Haus und die Gärten zeigen solle. Ich folge den Damen: mir liegt wenig daran, wohin man mich führt, werde ich doch immer bei Augustine sein.

Das Landhaus ist hübsch, bequem, mit Geschmack eingerichtet. Der Garten ist groß und hat schöne und breite Alleen; allein vor Allem ist eine kleine, dicht verwachsene Laube da, in der es sich herrlich ruhen muß; ich habe sie bereits lorgnettirt.

Mehrere Stunden sind ganz unbemerkt vergangen: unter Leuten, die sich kennen, sich lieben, vergeht die Zeit so schnell!

Juliette hat Augustine versprochen, einige Zeit bei ihr zu bleiben. Mir sagt man nicht, daß ich bleiben soll; allein man ladet mich ein, wieder zu kommen. Nach einem Tage, der mir wie einige Minuten verging, fahre ich wieder nach Paris zurück.

Am andern Tage miethete ich kein eigenes Cabriolet, das würde mich zu theuer zu stehen kommen. Ich nehme einen Platz auf dem Omnibus, der nach Saint-Germain führt, steige in Marly aus und bin dann bald in Luciennes.

Man erwartete mich zum Frühstück. Wie reizend

mir das Essen mit ihr vorkommt! Allein Alles ist Vergnügen mit ihr: Lesen, Musik, Spazierengehen. Ich finde bloß, daß der Tag zu schnell vorüber geht... und am Abend muß ich wieder fort... es wäre wohl viel angenehmer, wenn ich nicht fort müßte.

Juliette erräth ohne Zweifel meine Wünsche; als es Abend ist, sage ich traurig: „Ich muß nun nach Paris zurück!“ Da ruft sie aus: „Wie wollen Sie denn fortkommen? ... Sie haben ja kein Gefährt?“

„Ich werde in Marly warten, bis eins durchkommt.“

„Und wenn kein Platz mehr darin ist?“

„Dann lehre ich zu Fuß zurück.“

„Zu Fuß... das wäre lustig!... drei lange Stunden zu Fuß zu machen!... Es scheint mir, daß Sie viel besser daran thun würden, wenn Sie hier blieben... Augustine hat gewiß noch ein Schlafzimmer für Sie.“

Ich sehe Augustine an: sie hat die Augen zu Boden geschlagen und antwortet zögernd: „Hier zu bleiben... Was wird die Welt sagen...“

„Die Welt!... die Welt!... ach, liebe Freundin, beunruhige Dich doch nicht immer darüber, was die Leute sagen, die manchmal so verkehrt urtheilen. Bist Du nicht Deine eigene Herrin?... Was ist es denn für ein Unrecht zu Allem hin, wenn man Gesellschaft auf dem Lande hat?... Bin nicht ich auch hier? Außerdem hast Du keinen Mann im Hause hier, als Deinen alten Gärtner, und ich fürchte mich

des Nachts. Sie bleiben, mein Herr, und werden künftig über uns wachen!"

Gute Juliette!... ach, wenn ich den Muth hätte, ich würde ihr um den Hals fallen. Ich bleibe, das ist ausgemacht, die Magd erhält Befehl, ein Zimmer herzurichten. Ich werde mit ihr unter einem Dache schlafen!... Es liegt etwas Köstliches in diesem Gedanken und gibt gewissermaßen Hoffnung.

Ich bin also Hausgenosse, und das macht mich ganz munter, so daß die Damen entzückt über mich sind. Am Abend kann man gar nichts mit mir anfangen; Spiel, Musik, Lesen — Alles thue ich verkehrt; mein Glück macht mich ganz zerstreut. Man verzeiht mir, weil ich verspreche, künftig vernünftiger zu sein.

Jedes hat sein Licht genommen, und wir haben uns gute Nacht gesagt; das hat nichts Peinliches, wenn man weiß, daß man nur einige Schritte von der entfernt schläft, die man anbetet, allein es ist auch schwer, einzuschlafen, wenn man denkt, daß man ganz nahe bei ihr ist.

Das empfinde ich in dem hübschen Zimmer, das man mir gegeben hat. Ich drehe und wende mich in meinem Bett herum... kann kein Auge zumachen... und bin doch sehr glücklich!... Aber ich bin es noch nicht genug... erst, wenn man keine Wünsche mehr hat, schläft man gut!... und mich verzeihen sie fast! Der Gedanke, daß ich in ihrem Hause schlafe, ist nicht geeignet, dieselben zu beruhigen.

Ich stehe mit dem Tage auf: ich will meine Träumereien im Garten spazieren führen. Ich möchte

wohl Augustinen begegnen, allein sie sollte allein sein ... bis jetzt war ich noch nicht allein mit ihr; Juliette war immer um den Weg ... Jetzt, wo ich im Hause wohne, hoffe ich schon Gelegenheit zu bekommen.

Gut! sie zeigt sich schon: ich sehe Augustinen in den Garten kommen, gehe ihr entgegen und drücke ihr meine Freude darüber aus, daß ich bei ihr wohne. Sie hört mich gütig, selbst mit Vergnügen an, wenn ich dem Ausdruck ihrer Augen trauen darf. Allein wir plaudern noch keine zehn Minuten mit einander, so kommt schon Juliette zu uns. Ach, Juliette! Sie sind sehr gut, sehr liebenswürdig, allein Sie sollten nicht sobald aufstehen.

Heute führen mich die Damen in die Umgegend.

Es gibt bei Luciennes reizende Wäldchen, die ich noch nicht kannte, dicke Schläge, in die die Sonne kaum eindringen kann, durchhauene Wege, von denen aus man eine prächtige Aussicht genießt, wo man Paris und die Umgegend beherrscht. Wir finden selbst einen kleinen Teich, den man mit dem Namen eines Sees beehrt hat, in dessen Mitte sich eine kleine, angepflanzte Insel befindet, die entfernt an Rousseau zu Ermonville erinnert. Alles das ist sehr hübsch, sehr malerisch; diese Wäldchen machen die Schönheit der Einsamkeit noch vollständiger, denn nur selten kommen die Bewohner von Paris hieher; die guten Bürger, die Kaufleute, die Grisetten gehen lieber nach Prés-Saint-Gervais, was näher an der Stadt liegt, und wo man eine Masse kleiner Wirthshäuschen

mit kleinen Zimmerchen findet. Hier ist die Natur wilder, hier kann man ganz nach Belieben träumen, nachdenken, seufzen... Ach, ich fühle, daß diese Wäldchen mir noch angenehmer vorkämen, wenn ich allein mit Augustinen darin spazieren gehen könnte.

Da man nicht immer spazieren gehen kann, so sind wir nach Luciennes zurückgekehrt. Zu Hause nun arbeiten die Damen, während ich ihnen vorlese. Ich thue das manchmal gut, manchmal schlecht. Ich bin oft zerstreut; wenn meine Augen denen Augustinens begegnen, halte ich inne und verwirre mich, oder lese dieselbe Stelle drei Mal, ohne es zu bemerken; dann ruft Juliette: „Gott, welch ein schlechter Vorleser! Woran denken Sie denn, mein Herr?“ Augustine lächelt: sie weiß wohl, an was ich denke.

Die Tage, die Abende vergehen eilends bei Augustine; indessen bieten sich die Gelegenheiten, Augustinen allein zu treffen, wie ich gehofft hatte, nie; Juliette ist fast immer bei uns, und wenn sie nicht da ist, wenn ich Augustinen ohne Zeugen begegne, verläßt sie mich schnell, um ihre Freundin aufzusuchen.

Sie fürchtet sich, allein bei mir zu sein... Alles scheint es mir anzudeuten. Mich fürchten, heißt das nicht, daß sie fühlt, sie könne mir nicht Widerstand leisten! Man flieht den Menschen nicht, in dessen Gegenwart das Herz stumm ist; das ist also ein weiterer Beweis ihrer Liebe.

Wenn ich auch nicht wage, mich zu beklagen, so seufze ich doch häufig. Erräth sie wohl die Ursache? ... O gewiß! die Frauen errathen Alles, was sich

auf die Liebe bezieht. Es sind nun vierzehn Tage, seit ich bei ihr bin, und noch bin ich nie längere Zeit allein mit ihr gewesen. Ich bin nicht mehr so munter, wie in den ersten Tagen, und Juliette spottet mich lachend deshalb aus; sie behauptet, man werde mich fortschicken, wenn ich nicht unterhaltender werde. Augustine entschuldigt mich und ergreift meine Partei... sie weiß wohl, was mich seufzen macht.

Ich mag Morgens aufstehen, oder nicht, die Damen kommen fast immer gleichzeitig in den Garten. Heute bin ich fauler gewesen, ich gehe später hinab und richte meinen Schritt nach einer hübschen Laube, einem Lieblingsplatze Augustinens... Sie ist da, sie ist allein!

Ich eile, mich neben sie zu setzen; sie will aufstehen, ich halte sie zurück. „Wollen Sie mich denn dieses Augenblicks berauben, nach dem ich seufze, seitdem ich bei Ihnen bin!... Es ist das erste Mal, daß ich Sie allein antreffe.“

„Und warum wünschen Sie, mich allein zu treffen? ... sind Sie nicht den ganzen Tag bei mir?... können Sie nicht unaufhörlich mit mir sprechen, mich sehen?“

„O ja! allein ich kann nicht von meiner Liebe mit Ihnen sprechen, kann Ihnen nicht sagen, nicht wiederholen, daß ich Sie an bete.“

„Genügt es Ihnen nicht, daß ich es weiß... daß ich es glaube?“

„Nein, wenn man leidenschaftlich liebt, so genügt

das nicht, und wenn ich sehen muß, wie Sie mich immer fliehen, so muß ich wohl annehmen, daß ich Ihnen nicht mehr so angenehm bin und meine Gegenwart Sie ermüdet . . .“

„Paul, Sie bedenken nicht, was Sie sprechen . . . ich habe Sie in meinem Herzen lesen lassen . . . in diesem Herzen, das sich nicht genug verstellen kann! Das Gefühl, das Sie mir eingeflößt haben, ist leicht ein Verbrechen; allein, wenn ich auch die Kraft habe, es Ihnen zu verbergen, so will ich Sie doch nicht des Vergnügens berauben, das Ihnen die Gewißheit, geliebt zu sein, verursacht.“

„Es ist also wahr! . . . Sie lieben mich!“

„Ja . . . ich liebe Sie . . . allein ich flehe Sie an, mich nicht noch strafbarer zu machen; die Gewißheit, daß Ihr Bild immer hier sein wird, muß Ihnen genügen!“

„Sie lieben mich! . . . und wollen, daß dieser Gedanke nicht alle meine Sinne fessle . . . daß ich nicht wünsche, den stärksten Beweis davon zu haben!“

„Es ist also nicht der stärkste Beweis, daß ich Ihnen gestehe: ich liebe Sie? Ach, mein Freund! was Sie weiter wünschen, ist nicht immer ein großer Beweis von Liebe!“

„Wenn es in Ihren Augen weniger ist, als das, was Sie mir schon gewährt haben, warum verweigern Sie es mir?“

„Mein Freund, Sie wollen also, daß ich ganz schuldig werde?“

„Wie können Sie denn sagen, daß das Sie ganz

schuldig mache? . . . Wer war denn je freier als Sie?"

„Paul, ich mag Sie nicht mehr anhören.“

Sie flieht mich . . . allein sie ist bewegt, erweicht . . . Etwas sagt mir, daß sie mich nicht immer fliehen wird . . . Hoffen wir also . . . man muß sich der Hoffnung überlassen, denn sonst wäre es sehr trost-

Es nun fast ein Monat her, seit ich auf dem Lande wohne; während dieser Zeit ging ich alle zwei oder drei Tage einmal nach Paris. Heute will ich ebenfalls dahin; die Damen geben mir jedes Mal mehrere Aufträge. Ich beeile mich immer, sie schnell zu besorgen, um sobald als möglich nach Luciennes zurückzukehren.

Ich gehe einen Augenblick nach meiner Wohnung in der Charlot-Straße, und man sagt mir, daß Dubois schon mehrere Male da war; er hat mir, wie man mir sagt, Etwas zu sagen. Es ist in der That schon länger als ein Monat, daß ich ihn nicht gesehen habe; allein was kann er mir denn so gar Eiliges zu sagen haben? Zu ihm zu gehen, würde mich nichts nützen, und er ist nicht zu Hause . . . und zudem, wo wohnt er gegenwärtig?

Mit diesem Gedanken steige ich die Treppe hinauf und kleide mich um; ich will eben wieder ausgehen, als Dubois meine Thüre öffnet.

„Zum Henker! Du bist in Paris . . . es ist mir lieb, daß ich Dich treffe; es scheint, der Herr hat gegenwärtig über ein Landhaus zu gebieten . . .“

„Mein Freund, man hatte die Güte, mich auf einige Tage einzuladen, und . . .“

„Und Du bringst da Monate zu, das ist nicht so übel; das beweist, daß man Dich nicht auf einem Strohsack schlafen läßt. Uebrigens hast Du recht: man muß die Gelegenheit benützen . . . Ich habe selten ein Landhaus, wo ich mich erholen könnte; die Grisetten besitzen gewöhnlich keine Schlösser. Allein gewiß weißt Du, seit Du auf dem Lande wohnst, nicht, was in Paris vorgeht . . . es gibt viel Neuigkeiten hier.“

„Was denn?“

„Jolivet ist durch Jenneville ruinirt . . . Ich ahnte nicht, daß ich es so genau errieth, als ich es ihm voraussagte; Du erinnerst Dich vielleicht jenes Tages, wo wir ihn trafen . . .“

„Wie? . . . spreche deutlicher.“

„Nun, zum Kukuk! Du weißt doch, daß er Jenneville sechszigtausend Franken geliehen hat . . . das heißt, der Frau von Remonde, aber Jenneville hatte sich verbürgt.“

„Nun?“

„Nun! was kommen mußte, ist nicht ausgeblieben: Frau von Remonde ist eines schönen Morgens mit einem jungen Russen, oder Engländer, oder Türken abgereist . . . Sie hat den armen Jenneville da gelassen, um ihre Schulden zu bezahlen. Als man zu ihr kam, um zu versiegeln, fand man, daß Nichts ihr eigen war und daß sie selbst den Eigenthümer des Hauses, das sie bewohnte, betrogen hatte. Als Jolivet dieß erfuhr, bekam er die Gelbsucht; allein

dieses hinderte ihn nicht, bei Gericht zu klagen; kurz, da Jenneville nicht zahlen kann, weil er sich mit dieser Frau zu Grunde richtete, hat ihn unser Freund, ohne mehr der Mittagessen zu gedenken, die ihm sein Schuldner gab, in's Gefängniß abführen lassen."

"Wäre es möglich! Jenneville wäre..."

"Im Schuldthurm... in Saint-Pelagie... im Viertel des Gewächsgartens."

"Und Solivet hat ihn verhaften lassen?"

"Ja, allein seitdem sind noch viele andere Gläubiger gekommen und haben Jenneville gleichfalls in das Gefangenen-Register eintragen lassen.. er soll mehr als hunderttausend Franken Schulden haben! ... und da er Alles verkauft, Alles verfressen hat, so wird er wahrscheinlich lange sitzen müssen. So weit bringt man es, wenn man eine Geliebte mit Federn, mit Equipage und Cachemirshawls hält! Man verzehrt nie hunderttausend Franken mit einem Frauenzimmer, das sich mit Franzenstricken beschäftigt."

Ich höre nicht mehr auf Dubois; ein einziger Gedanke beschäftigt mich: Jenneville ist im Gefängniß... er ist unglücklich und deshalb verlassen von der Welt, in der er lebte, und wo die Freunde nur Genossen des Vergnügens sind und uns fliehen, sobald wir nicht mehr im Stande sind, tolle Streiche mit ihnen zu machen. Ach! wenn ich noch reich wäre! ... allein mir bleibt nur noch so viel übrig, daß ich leben kann, wenn ich spare; mein ganzes Vermögen könnte Jenneville nicht die Freiheit geben, und mein Vater... o, es ist keine Gefahr, daß er mir jetzt

Geld schickt... hunderttausend Franken... das ist ungeheuer viel!

„An was denkst du denn?“ fragt Dubois.

„Ich denke, daß Jenneville sehr zu beklagen ist... er, der so glücklich sein könnte!“

„Das ist wahr!... allein, das ist seine eigene Schuld... Troß dem kennst Du mich: wenn ich ihm helfen könnte... wenn es sich nur um fünfzig Carolin handelte, würde man sich anstrengen... allein hunderttausend Franken!... das ist gerade, als ob ich eine ägyptische Pyramide umarmen wollte.“

„Dubois, weißt Du, wo Solivet wohnt?“

„Immer in der alten Wohnung, in der Cadran-Straße! Das ist ein Bursche, der nicht oft auszieht, weil es den Möbeln schadet. Willst Du für Jenneville bezahlen?... Hast Du vielleicht in der Lotterie gewonnen?“

„Nein, allein ich will Solivet besuchen... ich will ihn bitten, für einen alten Bekannten Bürgschaft zu leisten.“

„Ich versichere Dich, daß das vergebliche Mühe ist.“

Dubois mag indessen sagen, was er will, ich verlasse ihn schnell, um ein Cabriolet zu nehmen und mich zu Solivet führen zu lassen.

Ich treffe den neuen Geschäftsmann in einem kleinen Verschlage, den er wahrscheinlich selbst in der Ecke seines Schlafzimmers angebracht hat. Dieser Verschlag ist sein Cabinet; allein ich denke an den Glanz, die Eleganz, die Blagnard um sich verbreitete, und das beweist mir auf's Neue, daß man nie

nach dem Scheine urtheilen muß, denn Solivet ist wirklich reich und Blagnard wollte es scheinen.

Solivet kommt mir mit Zuvorkommenheit entgegen, er führt mich sogar in sein Cabinet, wo man unmöglich mehr als zwei Sessel stellen kann. Doch, er hält mich für reich und setzt voraus, ich komme in eigenen Angelegenheiten. So wie ich nur den Namen Jenneville's ausspreche, zieht sich sein Gesicht in die Länge.

„Jenneville!... ach, der Schurke!... der Elende... er hat uns schön in die Klemme geführt... mich und meinen Associé... sechszigtausend Franken, mein lieber Freund... und dieses verdammte Weib mit einem prächtigen Mobiliar... Alles war verschuldet... verpfändet.“

„Allein, ich meine, Du habest Jenneville ebenfalls in die Klemme gebracht, denn man hat mir gesagt, er sei im Schuldthurm.“

„Ja, gewiß ist er dort, und er soll ihn auch nicht verlassen, bis ich bezahlt bin...“

„Und wenn er nichts mehr hat?“

„Das ist mir gleich.“

„Du vergißst, daß er Dein Freund war... daß Du oft bei ihm zu Mittag aßest.“

„Das macht Alles Nichts! Als er mich zum Essen einlud, entlehnte er kein Geld von mir... hätte er damals von mir entlehnt, würde ich seine Einladungen nicht angenommen haben, weil das schmutzig gewesen wäre, und wenn ich recht darüber nachdenke, so sehe ich in jenen Einladungen nur eine List,

mich zu hintergehen... kurz, Jenneville ist nie mein Freund gewesen... er war der Deinige, nicht der meinige; er braucht zu viel Geld, um meine Achtung und meine Freundschaft zu haben."

"Wenn er aber durchaus nicht zahlen kann, was nützt Dich denn seine Gefangenschaft?"

"Er hat schöne Bekanntschaften!... Uebrigens wiederhole ich Dir, daß er Saint-Pelagie nie verlassen wird, außer gegen baare Bezahlung."

"Und wie viel ist er im Ganzen schuldig?"

"Mir zunächst sechszigtausend Franken und dann die Unkosten, die auch bereits zehntausend Franken betragen."

"Und den andern Gläubigern?"

"Beiläufig eben so viel, wie ich glaube... allein Manche würden mit sich abhandeln lassen. Wärest Du zufällig im Stande, für Jenneville zu zahlen? ... das wäre ein herrlicher Zug..."

"Wenn ich es könnte, würde ich es mit Vergnügen thun; da Du jedoch findest, daß es ein herrlicher Zug wäre, warum schenkest Du ihm denn Deine Schuld nicht?"

"Ich kann es auch nicht, lieber Freund. Zudem sehe ich nicht ein, warum ich die Geliebte und das Cabriolet dieses Herrn bezahlen soll, während ich keines gebraucht habe."

Ich verlasse Solivet, besorge eilends meine Aufträge und die Einkäufe, und bin bereits zwei Stunden vor dem Mittagessen wieder in Luciennes.

Die Damen sind im Garten; ich gehe zu ihnen

und lege Rechnung über die Einkäufe ab, allein Augustine bemerkt, daß ich aufgereggt und eingenommen bin. Sie verläßt die Laube, in der sie saß, und kommt zu mir. „Was haben Sie denn?“ fragt sie mich halblaut; „was haben Sie in Paris erfahren, das Sie so trübsinnig stimmt? ... Haben Sie Nachrichten von Ihrem Vater erhalten?“

„Nein, nicht um mich handelt es sich.“

„Und doch fehlt Ihnen Etwas, ich sehe es Ihnen an.“

„Ja... ich weiß nicht, wie ich es Ihnen mittheilen soll... indessen glaube ich, Ihnen das Ereigniß nicht vorenthalten zu dürfen.“

„Sprechen Sie doch...“

„Herr Jenneville...“

„Nun! Herr Jenneville?“

„Ist im Gefängniß.“

„Im Gefängniß!“

„Er ist überschuldet... er hatte bereits all' sein Vermögen verpfändet... kurz, er schuldet gegen hundertzwanzigtausend Franken, und es scheint, als habe er seinen Gläubigern nichts mehr zu bieten...“

„Im Gefängniß... mein Gemahl!“

Augustine denkt einige Minuten nach; dann sagt sie zu mir: „Mein Freund, erwarten Sie mich hier.“

Sie entfernt sich eilends in der Richtung des Hauses. Was will sie thun? ... Ich gehe langsam im Garten spazieren. Juliette ist in der Laube sitzen geblieben, weit entfernt, zu errathen, was uns Beide beschäftigt.

Nach etwa zehn Minuten kommt Augustine mit

einem Briefe in der Hand zurück und nimmt mich auf die Seite.

„Lieber Freund, Sie haben mir schon Beweise Ihrer aufrichtigen Anhänglichkeit gegeben, ich bitte Sie heute noch um einen neuen.“

„Was soll ich thun?“

„Ich kann meinen Gemahl nicht im Gefängnisse lassen... mein Vermögen ist nicht beträchtlich, alle ich opfere gerne die Hälfte, um Herrn Jenneville zu befreien... Ach, wenn es sein müßte, wollte ich Alles hingeben, was ich habe!... der Reichthum kann mich nicht glücklich machen! Hier, nehmen Sie diesen Brief an meinen Notar; ich gebe darin Ihnen die dazu gehörige Vollmacht, die nöthigen Gelder in Empfang zu nehmen und die Angelegenheiten zu beendigen. Ich glaube, Sie werden so gut sein und sich mit Bezahlung aller Schulden des Herrn Jenneville abgeben. Indessen will ich nicht, daß er nicht wissen soll, daß ich es bin, die seine Schulden bezahlt. Ich werde hier keine falsche Großmuth heucheln: Herr Jenneville glaubt, ich fühle mich schuldig gegen ihn; er soll sehen, daß wenigstens nicht alles großmüthige Gefühl in mir erstorben ist. Ich habe auch meinem Notar aufgetragen, ihm zu sagen, daß ich ihm jährlich eine Pension von tausend Thalern aussehe... die gleiche Summe bleibt mir auch noch... ist das nicht mehr als genug... namentlich wenn Sie mir manchmal Gesellschaft leisten?“

Welch eine Frau!... allein ich wußte wohl, daß sie so handeln werde.

„Mein Freund,“ nimmt sie wieder das Wort, „Sie wissen, daß schnell Jemanden verbinden ihn doppelt verbindlich machen heißt; wann kehren Sie nach Paris zurück?“

„Auf der Stelle. Geben Sie mir diesen Brief... ich werde erst zurückkommen, wenn Alles besorgt ist. Leben Sie wohl!“

„Ach, wie liebenswürdig Sie sind... allein umarmen Sie mich, ehe Sie fortgehen.“

Was thäte man nicht um eine solche süße Gunst! Ich umarme sie... mit aller Macht... denn ich reise ab. Ich kehre langsam nach Bouginal zurück, treffe dort ein Retour-Gefährt, und so bin ich nun wieder auf dem Wege nach Paris.

Ich weiß nicht, warum ich eine geheime Befriedigung bei dem Gedanken empfinde, daß Frau Luceval nicht mehr so reich ist... es scheint mir, als nähere dieser Unfall sie mir mehr; sie wird zwar dadurch nicht freier und doch... Allein wenn man immer die Ursachen der Gefühle zergliedern wollte, die uns bewegen, so würde man nie fertig werden.

In Paris angekommen, eile ich zu dem Notar; er verspricht mir, die Gläubiger Jenneville's im Namen seiner Frau zu bezahlen, und ich begeben mich wieder auf den Weg, um ihm so schnell als möglich Alle zuzusenden, die den Gemahl Augustinens gefangen halten. Ich gönne mir keinen Augenblick Ruhe, bis ich die Namen und die Adressen der Gläubiger habe, und lasse ihnen sagen, sie sollen sich zum Notar der Frau Luceval begeben. Allein ich will nicht selbst

mit ihnen sprechen, ich will nicht, daß Jenneville erfahren kann, daß ich mich in diese Sache gemischt habe. Ich fürchte, es möchte dieß sein Zartgefühl verletzen, obgleich er mir nicht bewiesen hat, daß er viel besitzt.

Endlich am vierten Tage stellt mir der Notar Augustinens alle Quittungen von Seiten der Gläubiger zu und sagt mir, daß seit heute Morgen Jenneville frei ist und weiß, was seine Frau für ihn gethan hat.

Ich nehme die Quittungen in Empfang und reise alsbald nach Luciennes ab. Ich habe nur vier Tage gebraucht, um diese Angelegenheit zu Ende zu bringen und bin gewiß, daß Augustine mit mir zufrieden sein wird.

Die Damen sind in dem Saale; ich weiß nicht, ob ich vor Juliette sprechen soll. Aus meinem zufriedenen Gesichte wird Augustine schließen, daß ich ihre Aufträge erfüllt habe; allein Juliette sagt zu mir: „Sie können sprechen, Herr Deligny; ich weiß, warum man Sie so eilig nach Paris gejagt hat... man hat mir Alles gesagt... ich habe sie ausgezankt... und dann umarmt... was mich jedoch nicht hindert, zu sagen, daß das Geld hinausgeworfen ist.“

„Ach, Juliette, Du würdest an meiner Stelle ebenso gehandelt haben; ich weiß es gewiß.“

„Meiner Treu', nein, ich glaube nicht, oder wenigstens hätte ich meinen Gemahl einige Monate im Gefängnisse sitzen lassen, um ihn etwas zu bessern.“

„Nun, Herr Deligny?“

„Hier sind alle Quittungen, Madame; Herr Jenneville ist frei gelassen.“

Augustine drückt mir, während sie die Papiere nimmt, leise die Hand und ihre Augen danken mir noch zärtlicher, während Juliette murmelt: „Was ist es doch Schönes um einen Gemahl, der Einen zu Grunde richtet!“

Weit entfernt, daß dieses Ereigniß die gute Laune Augustinens stört, scheint sie im Gegentheil heiterer und zufriedener, seitdem ihr Einkommen sich um drei Viertheile vermindert hat. Nie war sie liebenswürdiger, zärtlicher gegen mich gewesen; wenn ich allein mit ihr sein könnte, so glaube ich, würde ich der glücklichste Mensch sein.

Seit einigen Tagen kündigt Juliette ihre bevorstehende Rückkehr nach Paris an; ich wünsche diesen Augenblick eben so sehr herbei, als ich ihn fürchte. Wird Augustine mir erlauben, bei ihr zu wohnen, wenn ihre Freundin nicht mehr da ist?

Endlich hat Juliette Augustinen Lebewohl gesagt; sie kehrt nach Paris zurück. Ich werde sie diesen Morgen dahin begleiten; werde ich aber am Abend wieder zurückkehren? Nein, Augustine sagt mir ebenfalls Lebewohl, indem sie mich einladet, manchmal zu kommen und den Tag bei ihr zuzubringen. Ach! das heißt mit andern Worten: daß ich nicht mehr zur Hausgenossenschaft gehöre. Einerlei, Juliette ist des Morgens nicht mehr da, und wenn man nur die Magd zu entfernen weiß, sind wir ja allein.

Ich finde in Paris einen Brief meines Vaters vor. Sehen wir, was er schreibt:

„Lieber Sohn, ich habe Dir keine Vorwürfe darüber

gemacht, daß Du in Paris das Vermögen Deiner Mutter verschwendet hast, weil Vorwürfe das Unglück doch nicht wieder gut gemacht haben würden, allein ich bin hier beschäftigt, Dir eine Frau zu suchen. Ich habe ein Mädchen von achtzehn Jahren, geistreich, gut, hübsch und reich für Dich gefunden, die Dich gerne heirathen will, weil ich ihr gesagt habe, daß Du ein artiger Bursche seiest, und weil ich Eltern ihre Einwilligung dazu gaben, indem ich für Dein künftiges Betragen eingestanden bin. Eile also, Paris zu verlassen, und bringe ja Deinen Freund Dubois nicht mit. Lebwohl, mein Freund, ich erwarte Dich; beeile Dich, die Sache lohnt sich schon der Mühe."

Er will mich verheirathen!... Ich hätte es erwarten können nach dem, was er mir bei seiner Abreise sagte. Eine hübsche, lebenswürdige und reiche Frau! Ich gestehe, daß viele junge Leute an meiner Stelle sich Glück zu so Etwas wünschen würden, allein mir ist es sehr leid, mein Vater, denn ich werde Ihr Fräulein nicht heirathen; wäre sie Millionärin und schön wie Venus, so thäte ich es doch nicht. Ich will nicht heirathen, das ist ausgemacht, denn ich müßte mich von Augustine entfernen, müßte darauf verzichten, sie zu sehen, und das ist mir unmöglich.

Ich stecke den Brief meines Vaters in die Tasche und nehme ihn am andern Morgen mit nach Luciennes. Ich will bei Augustine nicht thun, als bringe ich ihr ein Opfer; allein wenn dieser neue Beweis meiner Liebe sie dennoch entscheiden könnte, mich glücklich zu

machen, warum sollte ich keinen Gebrauch davon machen? Erst wenn man Alles erhalten hat, muß man die Zartheit auf's Aeußerste treiben.

Augustine ist im Garten und ich weiß gewiß, daß ich sie allein treffen werde; dieser Gedanke regt mich zärtlich auf. Als ich Augustine anrede, meinte ich zu sehen, daß sie meine Unruhe theile, und das scheint mir eine glückliche Vorbedeutung.

Ich setze mich neben sie unter die frischen Stauden, wo wir seit sechs Wochen fast alle Morgen beieinander waren. Aber wie viel schöner erscheint mir heute diese Laube; die Blumen, das Grüne, das Säuseln der Blätter haben in meinen Augen ein viel zarteres Wesen; das kommt daher, weil ich heute allein mit ihr im Garten bin. Ach! Juliette hatte recht, als sie mir sagte: „Nicht auf dem Lande findet ein liebendes Herz seine Gleichgültigkeit wieder; die reine Luft, die man hier einathmet, die stille Ruhe der Wälder, Wiesen und Felder, Alles auf dem Lande ladet zur Liebe ein.“ Wenn ich hier nicht über Augustine siege, wird sie nie die Meinige werden.

Ich habe bereits zwei Stunden bei ihr zugebracht und von nichts als meiner Liebe mit ihr gesprochen; oft hat sie mich unterbrochen, oft wollte sie den Gegenstand des Gesprächs ändern; allein ich kam immer wieder auf das zurück, was allein mich beschäftigt, und obgleich sie mit mir schmolzt, so sehe ich doch, daß es sie nicht erzürnt, mich anzuhören.

Die Stunde des Essens ist da; sie will, daß ich mit

ihr speise und dann abreise. „Sie können mir das nicht verübeln,“ sagt sie zu mir, „daß ich Sie nur einlade, hier zu bleiben, wenn Juliette da ist. Was würde man denken, lieber Freund, was hätte man nicht Alles zu sagen das Recht, wenn Sie hier, wo ich allein wohne, bei mir bleiben würden?... das hieße alle Rücksichten auf die Seite setzen.“

Sie kann recht haben, allein ich will es nicht zugeben; ich begnüge mich damit, zum Essen zu drängen, denn bei Tische, wo jeden Augenblick ihre Magd um uns ist, kann ich ihr nichts von Liebe sagen.

Nach dem Essen erhalte ich noch einen Spaziergang im Garten. Die Luft ist schwül, sie kündigt einen Sturm an; um Kühle zu finden, führe ich Augustine gegen jenes hübsche Wäldchen, das ich seit langer Zeit im Auge hatte; sie will nur unter der Bedingung hineingehen, daß ich nicht von Liebe mit ihr rede. Ich versprach Alles und nun sind wir unter den Bäumen, deren Aeste uns um die Köpfe schlagend, den Sonnenstrahlen keinen Durchgang lassen.

Augustine stützt sich auf meinen Arm, wir gehen einige Minuten lang weiter. Ich spreche nicht, allein das Schweigen ist manchmal beredt.

„Ei, mein Herr, warum sprechen Sie nicht?“ sagt sie zu mir.

„Sie haben mir verboten zu sprechen, Madame.“

„Können Sie nur von einem Gegenstande reden?“

„Bei Ihnen nimmt nur ein einziger meinen Geist ein.“

„Und ich will, daß Sie von Paris sprechen; haben Sie etwas Neues dort erfahren? Was macht Ihr Vater, daß er Ihnen nicht schreibt?“

„Er hat mir geschrieben, Madame; ich habe heute einen Brief von ihm erhalten.“

„Und was sagt er Ihnen? Ist er recht böse auf Sie?“

„Nein, allein er will...“

„Nun, er will ohne Zweifel, daß Sie ihn besuchen sollen... da hat er Recht.“

„Ich werde doch nicht kommen.“

„Und warum nicht, mein Herr? Warum wollen Sie nicht einige Tage bei Ihrem Vater zubringen? Ist man seinen Eltern nichts schuldig?“

„Er verlangt nicht nur auf einige Tage nach mir... er will...“

„Er will... vollenden Sie doch...“

„Mich verheirathen.“

Augustine schrickt zusammen; sie zieht ihren Arm aus dem meinigen, ich bemerke ihre Aufregung, während sie sich Mühe gibt, ruhig zu erscheinen und zu mir sagt: „Er hat also schon eine Frau für Sie gefunden?“

„Er sagt es wenigstens.“

„Und... wie ist sie, diese Frau?“

Statt aller Antwort gebe ich ihr den Brief meines Vaters. Sie nimmt ihn, setzt sich in einiger Entfernung auf eine Rasenbank, ich folge ihr, setze mich neben sie und erwarte stillschweigend, bis sie ihn zu Ende gelesen hat. Endlich gibt sie mir, ohne sich ge-

gen mich zu kehren, den Brief zurück, und sagt mit ersticker Stimme: „Sie müssen abreisen, Sie müssen diejenige heirathen, die man Ihnen bestimmt hat.“

„Abreisen!... mich von Ihnen entfernen... ach! nie, nie!“ Sie dreht sich nun gegen mich um, betrachtet mich mit Zärtlichkeit und sagt: „Allein bedenken Sie doch, lieber Freund, daß das Frauenzimmer jung ist und hübsch.“

„Es gibt in meinen Augen nur Eine hübsche Frau!“

„Sie besitzt Tugenden, Geist... sie wird Sie lieben.“

„Aber ich werde sie nicht lieben.“

„Sie ist reich, und Sie werden auf's Neue alle Ihre Wünsche befriedigen können.“

„Ich habe nur noch einen, einen einzigen, der ist: Ihnen zu gefallen, von Ihnen geliebt zu werden, Sie immer zu sehen, und Sie nie mehr zu verlassen.“

„Bedenken Sie doch, daß unauflöseliche Bande... daß ich nicht Ihre Gemahlin werden kann.“

„Ach! gehören Sie mir mit Ihrem Herzen, mit Ihrem Willen allein an. Glücklich in Ihrer Liebe, werde ich da noch andere Wünsche haben?“

Ich liege ihr zu Füßen, drücke ihre Kniee und sie stößt mich nicht zurück; ich ergreife ihre Hände, bedecke sie mit Küffen, umarme sie, und suche auf ihren Lippen noch süßere Küsse. Sie kann sich nicht mehr vertheidigen, ihr Kopf ruht auf meiner Schulter und sie will vergebens meinen Liebkosungen ausweichen. Ich bin im Begriffe, glücklich zu seyn, als eine Stimme erschallte: es ist die ihrer Magd, die sie beim Namen ruft; die Stimme kommt näher, ich muß von ihr

hinweg und eine ruhige Haltung annehmen... verwünschter Zufall!

Augustine ist aufgestanden und ihrer Magd einige Schritte entgegen gegangen. „Was gibt es denn?“ fragte sie, „warum rufen Sie mich jetzt? Was ist geschehen?“

„Mein Gott, Madame, es ist Jemand aus Paris angekommen: ein Herr, der nach Ihnen fragt, der Sie durchaus sprechen will... und als ich sagte, daß Madame da sei...“

„Das ist irgend ein langweiliger Besuch, der zu Ihnen kommt... sie braucht nur zu sagen, daß sie sich getäuscht hat, daß Sie nicht da sind, daß sie Sie nicht gefunden hat.“

Augustine drückt mir die Hand und sagt leise zu mir: „O nein, mein Freund, was würde das Mädchen denken? allein wer kann denn auch kommen... ich erwarte Niemanden... wie sieht der Herr aus, Marianne?“

„Ei, Madame, er ist gut gekleidet, allein er hat etwas sehr Ungezwungenes an sich; er sagte zu mir: ‚Ist Ihre Frau zu Hause?‘ Ja, mein Herr, antwortete ich, im Garten. ‚Nun gut,‘ hat er gesagt, ‚ich will sie suchen.‘ Nachdem ist er umgekehrt und in den Saal gegangen, indem er sagte: ‚Nein, es ist mir eigentlich lieber, wenn Sie ihr meine Ankunft melden. Sie könnte nicht allein sein und ich will sie nicht stören. Gehen Sie und suchen Sie sie; sie soll aber ja nicht eilen, ich habe Zeit.‘ Und wie er das sagte, streckte er sich wahrhaftig in einem großen

Lehnstuhl aus, gerade so, wie wenn er zu Hause wäre.“

Je mehr Marianne sagt, um so unruhiger und blasser wird Augustine; selbst ich kann mich einer gewissen Unruhe nicht erwehren.

„Und hat Ihnen jener Herr seinen Namen nicht gesagt?“ fragt Augustine ängstlich.

„Ach, verzeihen Sie, Madamel ich dachte nicht mehr daran. Er hat mir gesagt: Sie werden ihrer Frau sagen, daß Herr . . . Herr Jene . . . Jenneville sie zu sprechen wünche.“

Augustine zittert und stützt sich auf meinen Arm, während sie leise sagte: „Er ist es, ich hatte es errathen! O mein Gott, was will er hier von mir?“

„Er will Ihnen für das danken, was Sie für ihn gethan haben; das ohne Zweifel führt ihn zu Ihnen. Warum zittern, warum erschrecken Sie über einen so natürlichen Schritt?“

„Obgleich ich versuche, Augustine zu beruhigen, so fühle ich doch auch, daß mein Herz beklommen ist. Die Ankündigung, daß Jenneville seine Frau besuche, hat mich schmerzlich berührt. Die gute Marianne, die bemerkt, daß die Ankunft des Fremden uns Beide betrübt, ruft aus: „Lieber Gott, Madame, wegen des Herrn da brauchen Sie sich nicht so zu geniren! Ich will ihn wieder fortschicken; ich werde ihm sagen, daß Sie nicht da wären!“

„Nein, nein! unterstehe Dich ja nicht,“ ruft Augustine, Marianne aufhaltend. „Gehe im Gegentheil

zu ihm, und sage ihm, daß ich augenblicklich komme
... sage ja nicht, daß Jemand bei mir war."

"Ja, ja, Madame, das ist genug. O! er wird
warten, weil er sagt, daß es keine Eile habe."

Marianne geht fort und Augustine bedeckt die
Augen mit ihrem Taschentuch, während sie ausruft:
„Ach! wer mir gesagt hätte, daß ich einst den An-
blick meines Mannes fürchten würde? Ach, Paul,
ich bin schon sehr strafbar, er allein trägt nicht die
Schuld, daß ich aufgehört habe, ihn zu lieben;
hat er mich nicht gezwungen!"

„Beruhigen Sie sich, kommen Sie zu sich. Jenne-
ville will Ihnen bloß für die Opfer danken, die Sie
ihm gebracht haben."

„Opfer!... könnte ich doch Alles hingeben, was
ich besitze, und Sie ohne Gewissensbisse lieben!...
Aber, lieber Freund, er erwartet mich; gehen Sie
fort, entfernen Sie sich eiligst durch jenes Thürchen,
das auf das Feld führt, gehen Sie ja nicht am
Hause vorbei, ich bitte Sie."

„Warum schicken Sie mich fort? Ohne Zweifel
wird der Besuch Jenneville's nicht lange dauern;
erlauben Sie mir, im Garten zu bleiben, um den
Ausgang zu erfahren."

„O nein, ich würde nicht die Kraft haben, zu
sprechen, Antwort zu geben auf die Fragen des Herrn
Jenneville, wenn ich wüßte, daß Sie noch im
Garten sind. Gehen Sie fort, ich will es, ich bitte
Sie darum; ich zittere schon, er möchte uns begeg-
nen."

„Nun, weil Sie es haben wollen, so gehe ich; allein wie ungern verlasse ich Sie!“

„Und ich... glauben Sie, daß ich nicht leide!“

„Doch es muß sein; also, mein Freund, hier ist die Thüre. Leben Sie wohl.“

„Ich werde Sie morgen sehen.“

„Ja, ja.“

Ich habe die Thüre geöffnet, die auf das Feld führt und Augustine die Hand gedrückt; ich will fort, sie hält mich zurück, reicht mir noch einmal die geliebte Hand und sagt mir, in Thränen zerfließend: „Leben Sie wohl, mein Freund, es ist mir, als wäre es zum letzten Mal!“

Ich drücke sie an mein Herz; allein sie nimmt ihren Muth zusammen, entwindet sich meinen Armen, und die fatale Thüre trennt uns von einander.

Viertes Kapitel.

Der Mann bei seiner Frau.

Als Jenneville für Frau von Remonde für sechszigtausend Franken Bürge wurde, war er bereits selbst in seinen eigenen Angelegenheiten bedeutend gehemmt. Seit einiger Zeit hatte die schöne Hermine, die zu Anfang ihrer Verbindung durchaus nichts von ihrem Liebhaber annehmen wollte, sich in ihrem Benehmen gegen ihn ganz geändert: sie war wunderbar kokett geworden, und um ihre täglich wiederkehrenden Launen zu befriedigen, brauchte er

jeden Tag mehr Geld. In der That entlehnte sie nur bei Jenneville; sie wollte ihm Alles zurückgeben, wenn sie einen angeblichen Prozeß gewinnen würde, der nie anhängig geworden war.

Jenneville hielt keine Ordnung, er haßte alles Rechnen und ebenso das Sparen; gewohnt, alle seine Phantasien zu befriedigen, war er durchaus nicht gewohnt, seine Ausgaben nach seinen Einnahmen zu richten. Dem schon durch seine eigenen Thorheiten in der Klemme Befindlichen hatte der Bankerott Blagnards den Todesstoß versetzt; aber nun hatte er, statt seine Ausgaben zu mäßigen, verkauft, entlehnt, und selbst durch das Spiel seine Verluste zu ersetzen versucht. Mehr als je von Frau von Remonde eingenommen, von der er sich angebetet glaubte, wollte er ihr nichts abschlagen, in der Ueberzeugung, daß sie eines Tags ihre Güter, von denen sie ihm unaufhörlich vorschwaßte, wieder erhalten, und sie dann mit ihm theilen werde.

Aber bald, nachdem er für sie Bürge geworden war, glaubte er ihr gestehen zu können, daß er selbst sich in Verlegenheit befinde und Geld nöthig habe. Er wünschte, sie möchte ihm etwa zwanzigtausend Franken von den sechszigtausend, für die er Bürge geworden, leihen; die schöne Herminie antwortete auf dieses Verlangen Jenneville's nur mit einem verächtlichen Lächeln. Sie sagte ihm, daß er ein ihrer Liebe unwürdiges Ungeheuer sei und drehte ihm den Rücken zu. Nun begann Jenneville an der außerordentlichen Zärtlichkeit seiner Herminie zu zweifeln,

und am andern Tage, als er erfubr, daß sie Paris mit einem jungen Fremden verlassen habe, sah er endlich ein, daß er nur der Esel einer feilen Bühlerin gewesen war.

Durch die Klage Solivets in's Gefängniß gesetzt, verwünschte er nun alle Frauen und namentlich die, die ihn so unwürdig betrogen hatte. Manchmal kam die Erinnerung an seine Gattin ihm in's Gedächtniß zurück; dann sah er sich gezwungen, zu gestehen, daß sie besser sei, als Frau von Remonde; er kannte das Herz Augustinens, er wußte, daß sie ihm zu Hülfe eilen werde, wenn er ihr sein Unglück mittheilte; allein inmitten seiner Fehler und selbst seiner Laster besaß Jenneville Stolz und er wollte nicht die um Etwas bitten, die er verlassen hatte.

Als man ihn wieder freiließ, ging er zu einem seiner Gläubiger, und als er dort erfubr, daß alle seine Schulden auf Befehl seiner Frau bezahlt worden seien, empfand er fast eben so viel Schmerz darüber als Dankbarkeit. Bald darauf erhielt er einen Brief vom Notar, worin dieser ihm mittheilte, daß seine Frau ihm eine jährliche Rente von dreitausend Franken ausgesetzt habe. Dieser neue Beweis der Großmuth Augustinens vermehrte noch seine üble Laune. Er begab sich zu dem Notar und benachrichtigte ihn, daß er die Pension nicht wolle, die seine Frau ihm ausseze, und bat ihn, ihr dies mitzutheilen. Allein zwei Stunden später kam er wieder zu dem Notar zurück, um ihm zu sagen, daß er selbst seine Frau besuchen wolle, und es also unnö-

thig sei, ihr zu schreiben. Endlich nachdem er noch einmal geschwankt hatte, kam er nach einem Nachdenken von mehreren Tagen in die Wohnung seiner Frau zu Paris. Man sagte ihm, daß sie auf ihrem Landgute sei; er kannte ihre hübsche Wohnung zu Luciennes und begab sich noch denselben Tag dahin.

Augustine hatte mich eben verlassen, ihre Augen waren noch geröthet von den Thränen, die sie vergossen hatte, ihr Busen wogte, ihr Gang war schwankend und sie trat zitternd in den kleinen Saal im ersten Stocke, wo ihr Gemahl sie, nachlässig auf eine Ottomane ausgestreckt, erwartete.

Als Jenneville seine Frau eintreten sieht, steht er auf und grüßt sie anmuthig, während Augustine unbeweglich bleibt und die Augen nicht zu ihm zu erheben wagt.

„Bitte tausend Mal um Verzeihung, Madame, wenn ich Sie gestört habe. Sie hatten vielleicht Gesellschaft; übrigens hatte ich Ihrem Kammermädchen gesagt, daß ich durchaus keine Eile hätte . . . mein Besuch überrascht Sie?“

„Ja, mein Herr, ich gestehe es, ich war weit entfernt, ihn zu erwarten.“

„Ah, Madame, ich hoffte, Sie würden mich für so höflich halten, daß ich komme, und Ihnen für die Großmuth danke, womit Sie mich behandelt haben.“

„Mein Herr, ich habe nur meine Pflicht gethan.“

„Ihre Pflicht! nein, wahrlich nicht; Sie waren nicht im Mindesten verpflichtet, meine Schulden zu

bezahlen; Ihr Gut gehört Ihnen und Sie hatten sich nicht für mich verbürgt.“

„Mein Herr, es gibt manchmal Pflichten, die unser Gewissen allein uns auferlegt.“

„Madame, was Sie da sagen, ist sehr hübsch; allein wenn wir uns setzen würden, meine ich, würden wir eben so gut plaudern können, vorausgesetzt, Madame, daß Niemand auf Sie wartet.“

„Nein, mein Herr, Niemand wartet auf mich.“

Jenneville ergreift seine Frau bei der Hand und führt sie zu einem Lehnstuhl; Augustine nimmt Platz, ohne ihren Gemahl anzusehen, der sich neben sie setzt und die Unterhaltung in demselben leichten und zutraulichen Tone fortführt, mit dem er begonnen.

„Ich sagte Ihnen also, Madame, daß ich ohne Sie noch im Gefängnisse, und vielleicht noch lange Zeit darin wäre! denn wer zum Henker würde mich gelöst haben? Meine guten Freunde gewiß nicht, die mich zu Grunde richten halfen, eben so wenig die Kofetten, die mich betrogen. Ach, die Frauen! die Frauen! ich habe ein Entsetzen vor ihnen. Ich sage das nicht Ihetwegen, Madame; aber wahrlich, ich habe da eine schreckliche Lektion erhalten. Die Welt ist nicht viel werth! Sie sagten mir das früher schon und Sie hatten recht! Zu Grunde gerichtet... in so kurzer Zeit! Man könnte Menschenfeind über so etwas werden! Sie haben sich wegen meiner der Hälfte Ihres Vermögens beraubt!“

„Mein Herr, ich bitte Sie, sprechen wir nicht mehr davon!“

„Verzeihen Sie, Madame, ich muß daran denken . . . und nicht nur zahlten Sie meine Schulden, sondern Sie wollten mir noch ein Einkommen im Betrage der Hälfte des Restes Ihres Vermögens aussetzen! das werde ich nie zugeben.“

„Wie, mein Herr, Sie wollten es ausschlagen?“

„Ja, Madame, ich kann das wahrlich nicht annehmen, von Ihrem Vermögen zu leben, da ich Sie doch verlassen, schmäählich verlassen hatte, denn ich fühle jetzt wohl, daß mein Betragen nicht ganz musterhaft war.“

„Ach! mein Herr, sprechen wir nicht mehr von der Vergangenheit, und ich bitte Sie inständigst, nehmen Sie an, was ich Ihnen anbiete. Wenn Sie damit nicht zureichen sollten, so könnte ich noch mehr thun; es wäre so süß für mich, wenn ich Sie in Betreff Ihrer Lage beruhigen könnte. Mein Herr, ich beschwöre Sie darum, verweigern Sie mir es nicht: es ist eine Gefälligkeit, um die ich Sie ersuche; wenn es sein muß, so bitte ich Sie auf den Knien.“

„Augustine, was machen Sie! Bedenken Sie doch, mir zu Füßen, während vielmehr ich es sollte; stehen Sie doch auf, Madame! Wie, Sie weinen nun? Ich bin doch gewiß nicht in der Absicht zu Ihnen gekommen, Sie zu betrüben.“

„Nein, mein Herr, ich weine nicht mehr; allein Sie willigen ein, nicht wahr?“

„Es gibt nur einen Weg, Madame, auf dem ich Ihr Anerbieten ohne Erröthen annehmen könnte.“

„Kennen Sie ihn, mein Herr. Ach! ich nehme ihn im Voraus an.“

„Geben Sie Acht, theure Augustine, Sie könnten es vielleicht bereuen, so weit zum Voraus zugesagt zu haben; allein seien Sie ruhig, theure Freundin, ich gehe ohne weitere Umschweife zur Sache. Ich habe Sie verlassen, ich habe vielleicht Unrecht gehabt! Während wir Jedes allein gelebt haben, hat Jedes gethan, was es wollte, das ist in der Ordnung! Ich, ich habe dumme Streiche gemacht, ich gestehe es, und der Beweis davon ist, daß ich zu Grunde gerichtet bin. Sie, Sie haben von der Freiheit Gebrauch gemacht, die ich Ihnen ließ; das war ganz natürlich!“

„Mein Herr, ich gestehe, daß der Anschein, daß mein Betragen inconsequent war, allein...“

„Ei, mein Gott, meine liebe Freundin, ich wiederhole Ihnen: als ich Sie verließ, entband ich Sie von Ihren Schwüren; so wenigstens denke ich. Aber es handelt sich nicht im Mindesten davon. Jetzt habe ich Nichts mehr, und Sie setzen mir noch, nachdem Sie schon meine Schulden bezahlt haben, eine Pension aus! Ich kann sie nicht annehmen; allein ich kann zu Ihnen zurückkehren, ich kann wieder mit der Gemahlin leben, die ich einst verlassen habe; dann wird Alles wieder gemeinschaftlich zwischen uns und ich brauche nicht zu erröthen, daß ich von Ihren Wohlthaten lebe. Die Vergangenheit ist nichts mehr für uns! kein Vorwurf wird je einem von uns entwisphen; denn da wir Beide schuldhaft sind, hat Kei-

nes das Recht, dem andern welche zu machen. Ich kenne Sie zu gut, als daß ich nicht überzeugt wäre, daß Sie, so lange Sie bei mir wohnen, jede Verbindung abbrechen werden, die mein Beziehen allein erlaubt hatte. Ich wiederhole es Ihnen, kein Wort mehr über die Vergangenheit, und wir werden wieder zusammen leben . . . nicht wie ein Liebespaar, denn ich meine, das ginge jetzt schwerlich, aber doch wie gute Freunde, was noch besser ist. Das ist, Madame, der Vorschlag, den ich Ihnen zu machen hatte; allein, bedenken Sie wohl, daß es nur ein Vorschlag ist! Obgleich ich immer noch Ihr Gemahl bin und ich mit diesem Titel (da wir uns einst ohne alle richterliche Scheidung trennten) heute wieder kommen und mit Ihnen leben könnte, ohne daß Sie das Recht hätten, etwas dagegen einzuwenden, so dürfen Sie doch überzeugt sein, Madame, daß das nicht meine Absicht ist und nie sein wird. Wenn mein Vorschlag Ihnen nicht ansteht, nun, so sprechen wir nicht mehr davon. Dann verlasse ich Frankreich und wandere aus; ich versuche, ob ich unter einem andern Himmel das Vermögen wieder sammeln kann, das ich in Paris so leichtsinnig durchbrachte, oder sterbe ich unbekannt in irgend einem Winkel der Erde, was gerade kein großes Unglück ist, wenn man nichts Gutes mehr darauf hat. Wohin ich übrigens auch gehe, seien Sie überzeugt, Madame, daß ich daran denken werde, daß ich Ihnen meine Freiheit verdanke."

Augustine hat ihren Gemahl nicht unterbrochen. Sobald sie seine Absicht erfahren hat, daß er zu ihr

zurückkehren will, hat sich eine plötzliche Blässe über ihre Züge verbreitet; sie hat auf's Neue ihre Blicke zu Boden geschlagen und fährt fort, Stillschweigen zu beobachten, allein die heftigen Bewegungen ihres Busens verrathen die Aufregung ihres Herzens.

Jenneville wartet einige Minuten auf die Antwort seiner Frau; da er sieht, daß sie fortwährend schweigt, sagt er: „Nun, Madame! welches ist Ihr Entschluß? In einem solchen Fall, meine ich, soll man auf der Stelle wissen, was man thun will. Sie antworten nicht... nun, ich errathe, daß mein Vorschlag Ihren Beifall nicht hat; eigentlich hätte ich das vorher wissen können. Leben Sie also wohl, Madame, und für lange Zeit, wie ich mir vorstelle... ich sehe, daß ich auswandern muß.“

Jenneville will aufstehen, Augustine hält ihn zurück und ruft aus: „Sie auswandern! o nein, mein Herr, nein... Verzeihen Sie, wenn ich lange über Ihren Vorschlag nachgedacht habe, allein ich dachte, daß Sie bei mir jetzt schwerlich das Glück finden würden. Sie lieben die Welt, die Vergnügungen; ich, ich liebe die Zurückgezogenheit, die Einsamkeit. Um mir angenehm zu sein, würden Sie vielleicht Ihren Neigungen Zwang anthun. Und doch würde es bloß von Ihnen abhängen, frei zu sein, ohne wieder Ketten tragen zu müssen, die Sie so ungerne tragen. Mein Vermögen gehört Ihnen, mein Herr, gehört ganz und gar Ihnen; ich wiederhole es Ihnen, gebieten Sie darüber; das wird mir beweisen, daß Sie noch einige Freundschaft für mich haben. Die

Geschenke einer Gattin können nicht beschämen... aber sollten Sie sich, um sie anzunehmen, jener Freiheit berauben, die so viele Reize für Sie hat? Nein, mein Herr, seien Sie glücklich, ohne daß Sie ein Opfer bringen.“

„Meine liebe Augustine, Sie sind im Irrthum: wenn ich mit Ihnen lebe, werde ich mich weder in die Welt, noch nach dem Leben, das ich führte, zurücksehnen; ich habe einen Abscheu vor alle dem!... Wenn mich etwas quält, so ist es der Gedanke, daß ich von Intriganten zum Besten gehalten und von Kofetten ausgeplündert worden bin. Was Ihren Vorschlag anbelangt, daß ich über den Rest Ihres Vermögens verfügen soll, ohne zu Ihnen zurückzukehren, so ist das absolut unmöglich; mein Stolz gibt das nicht zu. Es ist genug, daß, indem ich mit Ihnen lebe, das Geld nur von Ihrer Seite kommt... aber alle Tage heirathet ein Mann, der Nichts hat, eine reiche Frau, ohne daß man ihn deshalb tadeln könnte. Mein Entschluß ist daher unabänderlich. Sehen Sie, was Sie thun wollen; ich bitte Sie übrigens, thun Sie nur, was Ihnen am liebsten ist.“

Mit diesen Worten steht Jenneville auf und macht einige Gänge im Saale. Während dieser Zeit sucht Augustine, lebhaft aufgeregt, über die Gefühle zu siegen, die ihr Herz bewegen. Endlich geht sie auf Jenneville zu und sagt mit zitternder Stimme zu ihm: „Ich bin Ihre Frau, mein Herr; welcher Art auch die Urtheile sein mögen, die Sie über mich gefällt haben, ich hatte es nie vergessen; unter diesem

Titel muß ich immer bereit sein, Ihren Willen zu erfüllen.“

„Noch einmal, meine liebe Freundin, es handelt sich hier nicht um meinen Willen, sondern um den Ihrigen. Wollen Sie wieder zu mir ziehen, oder nicht?“

„Ich will es, mein Herr.“

„In diesem Fall ist Alles abgemacht. Ich kehre nach Paris zurück, um meine Effekten zu packen, und komme morgen und richte mich hier ein.“

„Hier? Aber mein Herr, ich wollte morgen nach Paris zurückkehren.“

„Nun, meinetwegen auch, wie Sie wollen; in Paris also werde ich das Vergnügen haben, Sie wieder zu sehen. O! ich bin jetzt der beste Mann von der Welt; Sie werden sehen, daß das Unglück auch zu etwas gut ist. Leben Sie wohl, meine theure Freundin, auf Morgen.“

Jenneville nimmt seine Frau bei der Hand, küßt dieselbe ziemlich zärtlich und verläßt dann nachlässig das Haus. Sobald er fort ist, fällt Augustine auf ihren Sessel zurück und läßt ihren Thränen, die sie fast ersticken, freien Lauf.

Fünftes Kapitel.

Ein Freund und eine Freundin.

Ich war nach Paris sehr in Unruhe über das Resultat der Unterredung zurückgekommen, die Jenne-

ville mit seiner Frau hatte. Indessen war ich weit davon entfernt, dasselbe zu errathen, allein ich hatte Augustine zitternd und bestürzt verlassen, und deshalb Eile, sie wieder zu sehen, um auf's Neue ihr Herz zu erimuthigen und in ihren Augen die Liebe, die Antwort auf die meinige zu lesen.

Ich habe schlecht geschlafen und stehe bald auf; noch wage ich nicht, mich schon nach Luciennes zu begeben. Ich denke, ich muß zuerst meinem Vater antworten, da ich ihn nicht besuchen will, und fange einen Brief an; allein ich kann keine zwei Redensarten zusammensetzen, die einen Sinn hätten: ich bin unaufhörlich im Geiste bei Tenneville und seiner Frau. Ich zerreiße den Brief; ich werde ein ander Mal antworten; allein nun kann ich wohl abreisen, es ist neun Uhr vorüber und ehe ich angekommen bin...

Ich will eben fortgehen, da gibt mir mein Portier einen Brief, den man gerade erst abgegeben habe, und sagt mir, daß er äußerst pressant sei. Ehe er ihn noch überreicht hat, habe ich die Handschrift Augustinens erkannt. Was ist geschehen, daß sie mir schon so frühe schreibt? Ich weiß nicht, warum ich zittere, es ist mir, als enthalte dieser Brief mein Schicksal, meine Zukunft, mein ganzes Glück.

Ich schliesse mich ein und erbreche das Siegel.

„Meine Ahnungen hatten mich nicht getäuscht, mein Freund; die Traurigkeit, die ich gestern empfand, als ich Ihnen Lebewohl sagte, schien mich zu be-

nachrichtigen, daß es das letzte Mal sei, wo ich Sie sehen und sprechen könnte. Alles ist zwischen uns aus: Herr Jenneville kehrt zu mir zurück, er ist unglücklich, das ist Ihnen genug gesagt, daß ich seinen Vorschlag annehmen mußte, selbst dann, wenn die Pflicht mich nicht dazu genöthigt hätte.

„Jetzt ist eine unübersteigliche Schranke zwischen uns; versuchen Sie nie, sie zu übersteigen; denn trotz des tiefen Schmerzes, den ich empfinde, und von dem ich nie geheilt werden kann, kennen Sie mich hinlänglich, um zu wissen, daß alle Ihre Bemühungen vergeblich sein und ich künftig eben so viel Sorgfalt anwenden werde, Ihre Gegenwart zu vermeiden, als es mir früher Vergnügen machte, sie aufzusuchen. Warum habe ich Sie kennen gelernt... warum haben Sie mich geliebt! Ich würde jetzt über die Rückkehr meines Vatters glücklich sein und muß erröthen, indem ich mir gestehe, daß es nun nicht so ist. Ach! glauben Sie nicht, daß dies Vorwürfe seien, die ich Ihnen mache... ich allein bin schuldig, doch ich bin hinlänglich gestraft. Unsere Liebe war nur ein Traum, den das Erwachen nie verwirklichen sollte! Vergessen Sie mich, das ist die letzte Bitte, die mir erlaubt ist, an Sie zu richten; vergessen Sie mich und seien Sie glücklich. Aber ich bitte Sie inständigst, richten Sie es, falls der Zufall uns einander begegnen lassen würde, so ein, daß meine Augen Sie nicht sehen können... das wird mir ein Beweis sein, daß Sie noch Mitleiden mit meinem Herzen haben. Leben Sie wohl für immer.“

Ich habe diesen Brief gelesen und kann mich nicht überreden, daß sein Inhalt wahr sei; ich lese ihn auf's Neue mehrere Male und werfe ihn dann mit Heftigkeit auf den Boden. In diesem Augenblicke empfinde ich nicht Kummer, nicht Schmerz: es ist Zorn und Wuth. In dem Momente, wo ich glücklich werden soll, scheint es mir unmöglich, die Hoffnung, Augustinen zu besitzen, auf immer aufzugeben. Ich gehe in mein Zimmer, schlage mit Händen und Füßen auf meine Möbel, zerbreche und zerschmettere Alles, und stürze dann eiligst zu meinem Portier hinab. Ich weiß nicht, ob ich eine Bewegung machte, ihn wie meine Möbel zu behandeln, aber der arme Mann rettet sich aus seiner Lage und setzt sich mit seinem Besen zur Wehre, indem er mir zurief: „Herr, halten Sie ein, halten Sie ein... ich will Ihnen den Arzt holen!“

Ich komme zu mir selbst, erröthe über meine Heftigkeit und sage ihm in ruhigem Tone: „Ich möchte nur wissen, wer Ihnen den Brief zugestellt hat?“

„Ach! verzeihen Sie, mein Herr, Sie machten beim Herabsteigen so große Augen, daß ich mich fürchtete.“

„Diesen Brief?“

„Mein Herr, ein Commissionär, der nicht wie ein Pariser aussah. Ich glaube fast, daß er vom Lande war.“

„Gut, besorgen Sie mir einen Lohnkutscher.“

Ich gehe wieder in mein Zimmer, denn ich war ohne Hut herabgestürzt, hebe den unglückseligen Brief, den ich auf den Boden geworfen hatte, wieder auf und will mich nie mehr von ihm trennen.

Ich lese ihn noch einmal durch: sie will mich nicht mehr sehen. Ach! und sollte ich ihren Zorn erregen: ich will sie sehen, ich, ich will sie noch einmal sprechen; es ist nicht wohl möglich, daß ihr Gemahl schon bei ihr wohnt... Ein Anderer! ach! wenn es nicht ihr Gemahl wäre, welches Vergnügen würde es mir machen, ihn herauszufordern, ihn zum Quell zu citiren! allein ich muß Alles ertragen und schweigen; ich muß selbst ihre Blicke vermeiden, aus Furcht, Verdacht zu erregen, und das, ohne glücklich gewesen zu sein; allein sie mag sagen, was sie will, ich muß sie sehen.

Der Lohnkutscher erwartet mich; er fragt, wohin wir fahren.

„Nach Luciennes.“

„Nach Luciennes! Zum Henker, ein schöner Weg!“

„Mach' geschwind, ich zahle Dir, was Du verlangst.“

„O, dann im Galopp!“

Wir sind unterwegs... ich denke, sie wird sich vielleicht weigern, mich zu sehen, aber einmal im Hause, gehe ich nicht wieder, ohne sie zu sprechen. Der Weg, den ich so oft gemacht habe, scheint mir heute ewig lange; indessen peitscht mein Kutscher tüchtig auf sein Pferd. In Bouginal steige ich ab, da ich bald zu Fuß ankommen werde. Ich laufe, ohne anzuhalten; ich bin bei ihr, dringe in den Hof, will in den Garten eilen, wo ich meine, daß sie sein muß und höre nicht auf die alte Gärtnerin, die mir zuruft: „Mein Herr, Madame ist nicht da, sie ist nach Paris zurückgekehrt.“

Ermüdet von dem vergeblichen Suchen im Hause komme ich zu der alten Bäuerin zurück. „Wo ist denn Eure Frau.“

„Aber, mein Herr, hätten Sie mich doch bei Ihrem Eintritt angehört; ich rief Ihnen ja zu, daß Madame in aller Frühe abgereist ist; aber bah! Sie hören Einen nicht, Sie rennen fort.“

„Sie ist abgereist! . . . und was hat sie gesagt, als sie ging?“

„Nichts, Herr . . . allein Madame sah so traurig aus, daß es Einem wehe that. Eine so gute Frau sollte keinen Schmerz haben!“

Sie ist nach Paris zurück; sie war mir nahe und ich entfernte mich! . . . Ich kehre nach Bouginal zurück, steige wieder in die Miethkutsche und sage zu dem Kutscher: „Fahre, was Du kannst, nach Paris zurück.“

„Zum Kukuk, Herr, wir können fahren, wie wir wollen; aber mein Pferd ist müde und kaum konnte es ausschlaufen.“

Sie hat ihr Landhaus am frühen Morgen verlassen. Wozu diese Eile, nach Paris zurückzukehren? Sie sah sehr traurig aus, sagte die alte Gärtnerin; o ja, sie muß leiden . . . sie leidet, denn sie liebt mich; noch gestern sagte sie es mir, und um es zu sagen, mußte sie es wohl empfinden! Künftig kann sie mit ihrem Gatten nicht mehr glücklich sein! . . . sie bringt mich zur Verzweiflung . . . und das für einen Mann, der sie nicht liebt, der sie verlassen, vergessen hatte, um sich mit andern Frauen zu Grunde zu

richten. Sie behauptet, das sei ihre Pflicht! Warum haben denn die Männer das Vorrecht, zu thun, was sie wollen, und die Frauen sollen nur das haben, immer zu verzeihen!

Wir sind in Paris, ich steige aus und eile nach der Boucherat-Straße; ich fühle, wie es mir das Herz zusammenzieht, als ich das Haus sehe, wo ich sie zum ersten Mal sprach, wo ich so süße Stunden an ihrer Seite verbrachte. Der Gedanke, daß diese Augenblicke nie wiederkehren werden, ist grausam, ich kann ihn nicht ertragen, will mich nicht einmal davon überzeugen.

Zitternd gehe ich in das Haus und frage den Portier: „Madame Luceval ist vom Lande zurückgekommen?“

„Ja, mein Herr, Madame ist diesen Morgen zurückgekehrt. Ach, mein Herr, Madame hat mir gesagt, daß sie jetzt Frau Jenneville heiße, weil ihr Gemahl, der auf Reisen war... denn es scheint, daß sie nicht Wittwe war... weil ihr Gemahl nun wieder angekommen ist; sie erwartet ihn heute noch. Ferner hat sie mir gesagt: ‚Ich bin künftig für die Personen, die nach Frau Luceval fragen, da ich jetzt Frau Jenneville bin, nicht zu sprechen.‘ Daher bemerken Sie, mein Herr, zu wem Sie wollen: wenn Sie zu Frau Jenneville wollen, so ist sie da; wollen Sie zur Frau Luceval, die ist nicht mehr da.“

Meine innere Pein nimmt bei diesen Worten des Portiers noch zu. Allein der Name Frau Jenneville schreibt mir meine Pflicht vor: ich bin gewiß, daß

Augustine für mich diesen Befehl gegeben hat; sie hat gedacht, daß ich sie verstehen werde. In der That: Frau Jenneville soll ich nicht sehen, und Frau Luceval ist für mich nicht mehr vorhanden.

Eiligst verlasse ich das Haus und entferne mich so schnell als möglich. Ich kehre nach Hause zurück und überlasse mich da ungezwungen meinem Schmerze.

Ich weiß nicht, wie viel Stunden verflossen sind; im Uebermaß der Schmerzen gibt es Augenblicke, wo man nicht mehr denkt, wo man nicht weiß, ob man noch lebt.

Plötzlich kommt das Andenken an Juliette mir in den Sinn und belebt meinen Geist wieder. Juliette konnte Jenneville nicht leiden und behandelte mich als Bruder; gehen wir zu ihr und theilen wir ihr meine Schmerzen mit.

Der Gedanke, daß ich Jemand sehen werde, der meine Schmerzen theilt, scheint mir schon wieder etwas Hoffnung zu geben. Ich eile zu Julietten, sie ist allein ... ich dringe zu ihr.

„Armer Junge!“ sagt sie, als sie mich erblickt, und gibt mir die Hand. Aus diesem Empfang, aus diesem Seufzer, den sie entschlüpfen läßt, ersehe ich, daß sie bereits Alles weiß. Ich habe nicht die Kraft mehr, zu sprechen. Ich setze mich zu ihr, reiche ihr Augustinens Brief und hülle dann meine Augen in mein Taschentuch. Ein Mann fürchtet sich, Thränen sehen zu lassen; allein ich hatte in diesem Augenblicke nicht die Kraft, sie zurückzuhalten.

Nachdem sie den Brief gelesen hat, nimmt sie

mich bei der Hand, drückt sie in der ihrigen und sagt: „Je mehr ich sehe, wie sehr Sie lieben, um so größere Unmuth verspüre ich bei dem Gedanken, daß sie für diesen Jenneville sich opfert! Indessen können wir sie nicht verdammen: er ist ihr Gemahl und nicht mehr glücklich. Troß dem gestehe ich, daß ich nicht so viel Tugend gehabt haben würde! Ich würde ihm ganz offen gesagt haben: Mein lieber Herr, sie haben mich verlassen, als ich sie liebte; sie kommen zurück, nun ich Sie nicht mehr liebe; das ist mir leid, allein wir wollen Jedes für sich bleiben, und ich werde Ihnen Ihren Unterhalt aussetzen.“

„Von wem haben Sie denn alle diese Begebenheiten erfahren?“

„Von Augustine selbst; kaum war sie diesen Morgen in Paris angekommen, so schrieb sie mir Alles, und ich begab mich auf der Stelle zu ihr: ich wollte versuchen, ihren Entschluß wankend zu machen. Ich sagte ihr, daß sie auf immer sich und Sie unglücklich mache. Zwar die Männer!... das wäre nicht so gefährlich, die trösten sich immer; ich habe ihr vorgestellt, daß sie wohl nachdenken solle, ehe sie sich mit einem Manne versöhne, der fähig ist, sie jetzt auch zu Grunde zu richten, wie er sich selbst zu Grunde gerichtet hat. Sie sagte mir, daß sie Alles geprüft, Alles berechnet habe; daß sie zu gut wisse, daß sie nicht mehr glücklich sein könne, daß aber ihr Entschluß gefast sei und sie vor ihrer Pflicht nicht zurückschrecken dürfe; daß es ihr sehr gleichgültig sei, wenn Herr Jenneville sie auch noch zu Grunde richte;

daß sie ihn frei walten lasse und ihr einziges Vergnügen von nun an sei, ferne von der Welt, ferne von Paris in tiefer Zurückgezogenheit zu leben, und dort zu hören, daß Sie glücklich seien."

"Glücklich! und ich soll sie nicht mehr sehen? Ach! Madame, das ist unmöglich! meine Leidenschaft für sie wird mein Leben verbittern."

"Mein lieber Deligny, die Zeit ist der beste Arzt: sie heilt Krankheiten, die man anfangs für unheilbar hielt, und das ist sehr gut. Das Schicksal war blind, daß es Sie nicht zum Gemahl Augustinens gemacht hat, allein es täuscht sich oft in den Heirathen, die es anordnet. Sie müssen doch Ihren Entschluß fassen, denn Sie kennen Augustine so gut wie ich, und Sie müssen wissen, daß sie hält, was sie beschlossen hat."

"Sogar sich zu weigern, mich zu sehen!"

"Was das betrifft, so werden Sie zugeben, daß sie recht hat; wozu würde es führen, wenn sie jetzt Sie sähe? Es würde alle ihre Schmerzen erneuern; ferner bedenken Sie, daß sie nicht mehr frei ist, daß Jenneville überzeugt ist, Sie seien ihr Liebhaber gewesen, und daß, wenn er wüßte, daß sie Sie noch sieht, das zwischen ihnen sehr unangenehme Scenen herbeiführen könnte."

"In der That, Madame, ich fühle, daß ich sie nicht mehr sehen kann; ihrer Ruhe muß ich dieses Opfer bringen. Aber Sie, Madame, werden sie immer sehen, und durch Sie werde ich wenigstens manchmal Etwas von ihr erfahren."

"Ja, ich werde sie sehen, weil ich sie sehr liebe;

ich verabscheue aber ihren Mann so sehr, daß die Furcht, ihm zu begegnen, mich fast hindern würde, Augustine zu besuchen, allein ich hoffe sehr, ihm nicht zu begegnen, besonders da Jedes ein eigenes Zimmer haben wird."

"Sie wollen Jedes allein wohnen... wissen Sie das auch gewiß, Madame?"

"Wie! ob ich es gewiß weiß! Selbst wenn Augustine es mir nicht gesagt hätte, dürfen Sie glauben, mein Herr, daß ich weiß, wie eine Frau in ihrer Lage sich betragen muß! Glauben Sie vielleicht, die Liebe habe diese Ausöhnung herbeigeführt? Nein, selbst wenn Augustine Sie nicht kennen gelernt haben würde, würde ihr Herz, das mit Recht verwundet ist, nie mehr für den Ungetreuen wieder geschlagen haben, der sie so herabgewürdigt hat! O, wir sind stolz, mein Herr, und wenn die Pflicht Augustinen auch zwingt, zu ihrem Gemahl zurückzukehren, so zwingt sie sie doch nicht, ihm eine Liebe zu heucheln, deren er selbst sie entbunden hat. Und nun, mein Herr, Ihre Stirne ist nicht mehr so traurig; nicht wahr, was ich Ihnen da sage, macht Ihnen Vergnügen?"

"O ja, Madame, es macht mir außerordentlich viele Freude!"

"Ich wußte es wohl."

"Allein, warum ist sie so schnell nach Paris zurückgekehrt?"

"Weil sie sich mit Herrn Jenneville nicht in jenem Landhause ausöhnen wollte, wo wir so angenehme

Tage miteinander verlebt hatten. Aus diesem nämlichlichen Grunde wird sie auch bald ihre Pariser Wohnung verlassen; sie will Alles aus ihren Augen entfernen, was sie an Sie erinnert. Unnöthige Vorsicht! Arme Augustine, sie wird Sie nie vergessen!"

„Wie, Madame, wollten Sie, daß sie mich vergessen soll?"

„Gewiß wollte ich es; würde sie nicht glücklicher sein? Allein Sie, Sie wünschen, daß sie Sie immer lieben soll, obgleich sie das nur noch quälen kann. Sie sehen wohl, daß die Männer egoistischer sind als wir, die wir ihnen erlauben, unbeständig zu sein, wenn wir ihr Glück nicht mehr machen können. Allein trösten Sie sich, mein Herr; Augustine wird vergebens die Orte verlassen, an denen sie Sie kannte: das Herz sieht doch, was die Augen nicht mehr sehen und meine arme Freundin wird immer unglücklich sein! Ich werde sie trösten, so gut ich kann; ich werde bei ihr von Ihnen und umgekehrt bei Ihnen von ihr sprechen, und das wird ihnen Beide das Angenehmste sein.“

Ich verlasse Juliette etwas weniger trostlos. Wenn man überzeugt ist, daß man auf alle Hoffnung verzichten muß, so strengt man sich an und nimmt seinen Muth zusammen, um das Unglück zu ertragen, das man nicht ändern kann.

Indessen suche ich vergebens, mich zu zerstreuen; die Tage scheinen mir jetzt unerträglich lang zu sein. Ich kann mich nicht daran gewöhnen, sie nicht mehr zu sehen. Bei mir zu Hause ist es mir noch am wohl-

sten: sie ist in dieses Zimmer gekommen, ist auf jenem Sessel gefessen; hier hat sie mir an den Tag gelegt, daß sie mich liebt. Ach! ich will meine Wohnung nie verlassen.

Ich denke zuweilen an Dubois; ich weiß nicht, wo er gegenwärtig wohnt und habe nicht den Muth, ihn aufzusuchen: die Traurigkeit drückt uns darnieder und nimmt uns selbst die Lust, uns zu zerstreuen. Aber eines Morgens tritt Dubois herein und überrascht mich, den in Träumereien Versunkenen.

„Du bist hier!“ ruft er; „ich wollte es nicht glauben! Dein Portier sagt sogar, Du seiest schon seit vierzehn Tagen in Paris; ist es möglich? Du hättest in vierzehn Tagen alle Freundschaft vergessen? Aber, was ist Dir? Wie bleich und entstellt siehst Du aus; hast Du diesen Morgen Arznei genommen?“

„Ach, mein lieber Dubois, ich habe großes Leid gehabt, seit ich Dich nicht mehr gesehen habe!“

„Du hast Kummer und besuchst mich nicht; das sollst Du mir wahrhaftig bezahlen. Aber wo fehlt es denn? Abermals ein Bankerott?“

„Die Frau, die ich liebte, die ich anbetete... Augustine ist zu ihrem Gemahl zurückgekehrt!“

„Wie, die Liebe plagt Dich, magert Dich ab! und in dem Jahrhunderte des Lichts bist Du ein solcher Esel! He, Paul, komme zu Dir selbst, mein Freund. Zum Teufel! sonst warst Du doch nicht so gar sentimental! Fehlt es Einem in Deinem Alter, bei Deiner Gestalt an Frauenzimmern? Uebrigens weißt Du wohl, daß ich meinen Freunden immer

mit zwei oder drei meiner Liebchaften dienen kann?
Du hörst nicht... gehst von mir weg..."

"Dubois, Du weißt nicht, was das heißt, wahrhaft zu lieben; wenn Du es erfahren hättest, würdest Du nicht über meine Leiden spassen."

"Nun, lieber Freund, werde nur nicht böse; es ist wahr, ich habe immer als Schmetterling und nie lange an einem Orte geliebt; aber da es Dir unangenehm ist, daß ich Dich zum Lachen bringen will, so lassen wir es. Rede mit mir von Deiner Liebe, so viel Du willst, ich werde Dich anhören, Dich beklagen, ja selbst, wenn es sein muß, mit Dir weinen; ich heule wie ein Kalb, wenn ich einmal anfange, ich bin nicht umsonst Dein Freund. Aber wie zum Teufel kommt es, daß diese Liebe, die Dich vor kurzer Zeit noch so glücklich machte..."

"Ich sage Dir ja, daß sie zu ihrem Gemahl zurückgekehrt ist."

"Ihr Gemahl ist Jenneville und war im Gefängniß."

"Er ist nicht mehr dort: sie hat alle seine Schulden bezahlt."

"Sie liebte ihn also doch immer noch?"

"Nein, nach dem Betragen, das er gegen sie sich erlaubt hatte, konnte sie ihn nicht mehr lieben."

"Wie? sie liebt ihn nicht mehr und reißt ihn aus dem Gefängniß und versöhnt sich mit ihm?"

"Ja, Dubois; beurtheile darnach das Herz, die Tugenden Augustinens."

"Ich muß gestehen, daß ich mehrere Frauen kenne,

die nicht im Geringsten betrübt darüber sind, daß man ihre Männer einsteckte. Aber, mein Freund, wenn Du darüber traurig würdest und den Spleen bekämst, so wäre das ein schlimmes Mirakel. Madame ist mit ihrem Herrn ausgesöhnt... nun gut, was macht das, man sieht sich dennoch und die Stelldich- ein sind nur um so interessanter."

"Du kennst Augustinen nicht! Sie ist unfähig, ihren Gemahl zu hintergehen."

"Ah bah, Du willst mir doch nicht glauben machen, daß sie eine Penelope ist und während der ganzen Zeit, die Du mit ihr auf dem Lande lebtest..."

"Da bist Du sehr auf dem Holzwege; ich hatte noch nichts erhalten, als das Geständniß, daß sie mich liebe, und in dem Augenblick, wo ich endlich ihren Widerstand besiegen sollte, sah ich mich auf ewig von ihr getrennt!"

"Wie, mein armer Bursche, wäre das möglich! Das nenne ich eine Sprödigkeit! Da mag man seufzen... eine Leidenschaft lange verfolgen... und subito kommt ein Gemahl, ein Vormund, ein Zufall, und guten Abend, da sitzt man mit seinen Liebeskosungen; das ist lustig! Eine solche Geschichte würde mir nie vorkommen: ich muß gleich wissen, woran ich bin. Doch, Scherz bei Seite, komm', ziehe Dich an und gehe mit. Ich verlasse Dich sechs Wochen lang nicht! O, Du magst sagen, was Du willst, ich bin Dein Pylades, Dein Castor, Dein Ajax. Ich verlasse keinen Freund im Unglück. Komm', wir wollen

frühstücken und weinen, während wir Chokolade trinken, weinen, während wir Beefsteak essen, sogar weinen, während wir heute Abend beim Punsch bei einander sitzen; wenn wir so den ganzen Tag weinen, werden wir bald damit fertig sein."

Es ist unmöglich, Dubois zu widerstehen. Zudem fühle ich wohl, daß er recht hat; sowie eine Leidenschaft hoffnungslos ist, ist es Thorheit, sie zu nähren, man muß im Gegentheil Alles thun, um sie aus dem Herzen zu verbannen. Man sagt sich das, allein nicht immer ist man im Stande, es zu thun.

Ich gehe mit Dubois aus und verlasse ihn einen Augenblick, um Juliette zu besuchen; seit vierzehn Tagen habe ich sie nicht gesehen und ich muß Etwas von Augustinen hören.

Juliette empfängt mich mit gewohnter Freundlichkeit. Sie wartet nicht, bis ich sie frage, denn sie weiß wohl, daß ich Nachrichten zu erhalten wünsche.

"Ich habe sie vor zwei Tagen gesehen," sagt sie zu mir; „man wohnt nicht mehr in der Boucherat-Straße, sondern ist in die St. Germain-Vorstadt gezogen; man geht nie aus, nimmt keine Besuche an, lebt in der absolutesten Einsamkeit; man kann sich nicht mehr im Mindesten über den Herrn beklagen: er läßt die Frau nach ihrem Willen machen und er selbst scheint die Welt zu hassen; er ist finster geworden, sieht manchen ganzen Tag lang die Frau nicht und verläßt sein Zimmer nicht. Da sie meint, seine Traurigkeit sei ein Grund des Bedauerns, daß er verspüre, weil er nicht mehr auf dem alten großen

Fuße leben, nicht mehr treiben könne, was er vorher getrieben, so hat sie gesagt, daß ihr Vermögen zu seiner Verfügung sei und er darüber gebieten könne wie über sein Eigenthum; allein bis jetzt hat er von dieser Erlaubniß noch keinen Gebrauch gemacht. Das ist das Leben, das man führt, und Sie können sich denken, daß es traurig sein muß. Man hat mir gesagt, daß man Allem anbiete, Sie zu vergessen; allein ich glaube es nicht und meine fast, daß die Erinnerung an Sie ihr einziger Trost ist. Man hat mich gefragt, ob ich Sie gesehen habe und Sie sich in die neue Sachlage schicken. Ich habe mit nein geantwortet und gesagt, daß Sie sie immer lieben wollen! Man hat erwiedert, daß das unvernünftig sei!... allein ich habe wohl bemerkt, daß es ihr großes Vergnügen mache. Das ist, was ich weiß, mein Herr, und ich kann Sie versichern, daß es die reine Wahrheit ist."

Die gute Juliette! Wie glücklich ist man, wenn man eine solche Freundin hat! Ich danke ihr tausend Mal und bitte sie, oft Augustine zu besuchen. Ich bin überzeugt, daß sie ihr all das Vergnügen mittheilen wird, das ich empfinde, wenn ich von ihr spreche.

Ich verlasse Juliette und suche Dubois wieder auf. Der ist auch mein Freund, er hat es mir bewiesen, und er thut von Neuem, was er kann, mich zu trösten, zu zerstreuen und das Lächeln auf meine Lippen zurückzuführen. Um ihn zufrieden zu stellen, stelle ich mich manchmal, als hätte ich Alles vergessen, und lache und scherze mit ihm. Allein meine

Seiterkeit ist gezwungen und mein Herz theilt sie nicht.

Sechstes Kapitel.

Das Wirthshaus zur goldenen Sonne.

Drei Monate sind verflossen, seit ich Augustinen nicht mehr gesehen habe. Meine Liebe ist noch nicht erloschen und ich meine, diese Frau nie vergessen zu können, aber ich spreche nur noch mit Juliette von ihr. Bei Dubois stelle ich mich, als sei ich getröstet, und um ihm zu gefallen, begleite ich ihn in mehrere Gesellschaften, wo er meint, daß ich eine neue Lieb- schaft anfangen werde. Ich wünsche eigentlich, eine andere Frau möchte mich die vergessen machen, die ich nicht besitzen kann, und zu diesem Zweck knüpfe ich auch einige neue Bekanntschaften an; allein dieses Mittel heilt mich nicht! Was ist eine Laune gegen ein wahres Gefühl? Und alle diese Frauenzimmer stehen Augustinen so weit, so sehr nach! Ich meine sie allemal mehr zu lieben, wenn ich mich an eine Andere anschließe.

Dubois, der bemerkte, daß ich eine solche neue Bekanntschaft nie länger als acht Tage unterhalte, hält mich für noch flatterhafter, als er selbst ist. Er begreift nicht, daß ich aus Treue wechsle.

Nur bei Juliette gefällt es mir noch; allein ich wage nicht zu oft dahin zu gehen, aus Furcht, sie zu belästigen.

Mein Vater hat mir drei andere Briefe geschrieben; er begreift mein Betragen nicht. Aus jeder Epistel sehe ich, daß er zornig war, als er schrieb, denn er fängt immer damit an, mich stark auszu- zanken, indem er mir sagt, daß ich des Glückes un- würdig sei, das mir aufbewahrt werde, und daß er mich nicht mehr sehen wolle; dann wird er allmählig ruhiger, zankt weniger und schließt mit der Bitte, Paris schnell zu verlassen, indem er Mittel gefunden habe, mein Ausbleiben bei den Eltern derjenigen zu entschuldigen, die er mir bestimmt habe, und daß Alles noch gut gehe, wenn ich bald komme.

Ich habe ihm einen sehr unterwürfigen Brief da- gegen geschrieben, worin ich ihm verspreche, ihn bald zu besuchen; allein ich schreibe kein Wort von der Heirath, die er mit mir vorhat, denn in Betreff dieses Kapitels kann ich mich noch nicht entschließen, ihm zu gehorchen, und doch wäre dieß das Gescheid- teste, was ich thun könnte. Wie kommt es doch, daß ich, obgleich ich durchaus keine Hoffnung mehr in Bezug auf Augustine habe, ja nicht einmal so viel, sie zu sehen, wie kommt es, daß ich dennoch meine Freiheit bewahren will? Fort zu Juliette: sie war ge- stern, als ich dort war, nicht zu Hause, und ich habe sie also zwei Tage lang nicht gesehen... und zwei Tage lang keine Nachricht von Augustine zu haben, das ist wahrlich sehr lang!

Ich treffe Juliette an; allein ihre Züge sind nicht so heiter wie gewöhnlich: Wolken sind auf ihrer

Stirne gelagert. Ich will sie fragen, allein sie läßt mir keine Zeit dazu.

„Sie waren gestern hier,“ sagt sie; „ich war gerade bei Augustine.“

„Was ist ihr begegnet? Ihre Traurigkeit...“

„Nichts, nichts, beruhigen Sie sich doch, nehmen Sie Platz und hören Sie zu. Es ist nicht Traurigkeit allein, es ist Aerger, Zorn, daß ich sehen muß, wie eine so sanfte Frau an einen Mann sich hängt, der...“

„O Gott, Jenneville macht sie unglücklich! Hätte er den Muth, sie zu mißhandeln?“

„Nein, mein lieber Deligny, werden Sie nicht zornig; es ist nur etwas sehr Einfaches passirt, was ich längst vorausah. Die Sache ist die: ich habe Ihnen gesagt, daß Augustine ihrem Manne Vollmacht gegeben hatte, nach Belieben mit dem Rest ihres Vermögens zu schalten. Das war eine Dummheit; aber sie wollte es einmal so haben. Eine Zeitlang machte Jenneville keinen Gebrauch von dieser Erlaubniß; allein Augustine hatte richtig geurtheilt, daß sein Menschenhaß, seine Zurückgezogenheit von der Welt nur davon herkäme, daß er mißlaunig war, weil er nicht mehr das alte Leben führen konnte. Der liebe Herr hat ihr nun den Beweis davon geliefert; er dachte, das Glück könnte, nachdem es ihm lange genug den Rücken geboten, ihm nun endlich zulächeln, und er wollte wieder gewinnen, was er verloren hatte; er war an der Börse und spielte auf das Fallen der Staatspapiere, wollte agiotiren... was weiß ich? Gewiß

ist, daß er in sehr kurzer Zeit sechszigtausend Franken verloren hat.“

„Sechszigtausend Franken!“

„Ja, gerade die Hälfte von dem noch übrigen Vermögen seiner Frau. Dann, das muß ich gestehen, ist er zu seiner Frau gekommen und hat ihr offen den Verlust angekündigt und gesagt: ‚Für die Zukunft, Madame, lassen Sie mich nicht mehr über Ihr Vermögen verfügen, denn ich wäre unglücklich genug, Sie zur Bettlerin zu machen.‘ Sie kennen Augustine: keine Klage, kein Vorwurf ist ihr entschlüpft; weit entfernt davon, sagte sie vielmehr zu ihrem Gemahle, daß sie noch sparsamer leben wollen; deshalb haben sie denn beschlossen, da Senneville nicht mehr in Paris bleiben will (indem hier mit tausend Thalern Renten zu leben ihm eine Unmöglichkeit und eine Qual zugleich zu sein scheint und ihm die Stadt überhaupt unausstehlich vorkommt, Augustine dagegen ihrerseits nicht nach Luciennes zurückkehren will, weshalb sie das Landhaus vermiethet hat), auf ein Dorf zu ziehen, wo sie ein kleines Häuschen bewohnen wollen, das von Augustine herkommt und ganz hinten in der Beauce liegt; das Häuschen steht ganz einsam und weit umher wohnen nur Bauern und geringe Leute. Dahin wird Senneville seine Frau führen und zwar jetzt, beim Anfang des Winters! Dort wird unsere arme Freundin künftig ihre Tage zubringen!“

„Was, Madame! Augustine hat ihre Zustimmung gegeben?“

„Sie hat nicht nur ihre Zustimmung gegeben,

sondern sie behauptet auch, daß dieses Ergebnis ihr willkommen sei, daß ein unbekannter Aufenthalt künftig für sie taue, und sie schmeichelt sich, dort leichter den Frieden ihres Herzens finden zu können; sie sagt, daß sie in Paris keinen Schritt zu thun wage, aus Furcht, Ihnen zu begegnen.“

„Sie haßt mich also jetzt?“

„Sie hassen!... ach! wenn sie Sie nicht noch immer liebte, würde sie Ihren Anblick nicht fürchten; allein Ihre Gegenwart würde ihr den Muth nehmen, ihre gegenwärtige Lage zu ertragen. Arme Augustine!... ich sehe Alles, was sie duldet, obgleich sie mir es verbergen will. Sie hat mir auch aufgetragen, eine Bitte an Sie zu thun, die letzte, die sie an Sie thun wird, und sie hofft, daß Sie nicht unempfindlich dafür sein werden.“

„Ach, sprechen Sie, Madame, ein Wunsch Augustinens ist mir Befehl; sprechen Sie.“

„Sie weiß, daß Sie noch frei sind und ich habe ihr nicht verhehlt, daß ihr Bild noch immer in Ihrem Herzen wohnt: sie wünscht, daß Sie endlich den Wunsch Ihres Vaters erfüllen und in die Heirath einwilligen möchten, die er Ihnen vorschlägt.“

„Sie will, daß ich heirathe!... sie will also nicht mehr, daß ich sie liebe, weil sie mir befiehlt, an eine Andere zu denken. Ach, Madame! sie kann sich selbst nicht mehr lieben!“

„Sie sind ungerecht, Herr Deligny. Dieser letzte Wunsch Augustinens ist ein neuer Beweis von ihrer Theilnahme an Ihrem Glück; sie wünscht, sie hofft,

daß Sie glücklich sein mögen und deshalb will sie sogar, daß Sie aufhören sollen, an sie zu denken. Ach! dieses Opfer ist das peinlichste, das sie sich auferlegen kann... wir sind so froh, wenn wir geliebt werden, daß ein großer Muth dazu gehört, zu bitten, uns untreu zu werden!"

"Nun, Madame, weil sie es wünscht, werde ich ihren Willen erfüllen und meinem Vater gehorchen. Diese Heirath wird mich unglücklich machen; allein sie hat sie gewollt... und wenigstens werde ich auf diese Weise noch für sie leiden. Das wird mir ein Trost sein."

"Nein, mein lieber Deligny, wenn Ihre Frau sanft und hübsch ist, werden Sie nicht unglücklich sein, und eines Tages zugeben, daß Augustine recht hatte. Wenn ich morgen Abschied von ihr nehme, will ich ihr Ihren Entschluß mittheilen."

Ich verlasse Juliette sehr übel gelaunt. Ich muß also heirathen!... ja, ich muß, weil ich es versprochen habe und Augustine es wünscht. Wenn ich Alles bedenke, sehe ich auch nicht ein, was ich Besseres thun könnte. Eine Heirath wird mich vielleicht von dieser verdammten Leidenschaft heilen... aber nein, ich weiß gewiß, daß ich meine Frau nicht lieben werde.

Nach dieser Unterhaltung mit Julietten kehre ich zu Dubois zurück; er bemerkt, daß ich auf's Neue niedergeschlagen bin und sagt: „Dein Gesicht ist noch länger als gewöhnlich; was ist denn passirt?“

„Du weißt nicht, was man von mir verlangt,

Dubois! Rathe, welches Opfer mir die Frau auf-
erlegt, die ich anbete, die ich immer noch anbete,
obgleich ich sie nicht mehr sehen kann!"

"Ein Opfer! warte einmal... will sie vielleicht,
daß Du wie Abälard werdest?"

"Sie will, daß ich heirathe."

"Ach, das ist ein Unterschied... sie hat also eine
Frau in petto, die sie Dir geben will?"

"Nein, mein Vater dringt seit drei Monaten in
mich, und bittet mich, zu ihm zu kommen, um ein
junges Mädchen aus Chartres zu heirathen, welches
reizend und reich ist, kurz alle vortrefflichen Eigen-
schaften hat, wie er mich versichert, und so gut ist,
zu warten, bis ich komme und sie heirathe."

"Bah! Dein Vater hat Dir so ein kleines Weib-
chen auf die Seite gethan? Das ist nicht so übel!
Ich kann meinen Oheimen und Tanten schreiben, so
oft ich will, sie sollen mir eine artige Schürze mit
etlichen Thalern Mitgift suchen, sie finden doch keine
Frau für mich. Warum hast Du mir denn nie Etwas
von den Absichten Deines Vaters mitgetheilt?"

"Wozu auch, da ich nicht einwilligen wollte, mich
zu verheirathen?"

"Ach, lieber Freund, Du hattest sehr unrecht...
halt' einmal, ich will als edler Vater zu Dir spre-
chen: Du hast vier Fünftheile Deines Vermögens in
Paris verzehrt, das ist wahrlich genug, und Du
brauchst nicht auch noch den Rest draufgehen zu
lassen. Außerdem bist Du auch nicht mehr derselbe:
seit Deiner ritterlichen Leidenschaft bist Du nicht mehr

heiter und munter wie sonst, ich sehe, daß Du überall Langeweile hast, daß Du seufzst, statt zu singen; das muß einmal aufhören. Diese Reise, diese Heirath werden Dich von Deiner alten Liebe heilen. Also abgemacht; verstanden? Deine Dame befiehlt es, ich vereinige mich mit ihr. Komm', wir wollen abreisen, Deinen Vater auffuchen und heirathen. Ich begleite Dich natürlich, da Dein treuer Freund der Brautführer bei Deiner Hochzeit sein muß, und Du sollst sehen, wie ich Alles anzustellen weiß, wie ich das Essen, den Ball, die Ceremonien anordnen will! Du hast nichts weiter zu thun, als zu heirathen... dann kehren wir nach Paris zurück; wenn Du dann glücklich mit Deiner Frau und Deinem Gelde lebst, und wenn dann je ein Strolch sich erlaubt, Deine Frau zu nahe zu betrachten, so bin ich es, der ihn zur Ordnung bringen wird!"

Es bedurfte des Zuspruchs Dubois' nicht; ich hatte versprochen, der Bitte Augustinens nachzukommen, und das war genug. Als ich indessen Dubois entgegen, daß ich gesonnen sei, in diese Heirath zu willigen, meint er, seine Beredtsamkeit habe meinen Entschluß herbeigeführt, drückt mich in die Arme, küßt mich, trocknet sich die Stirne und sagt: „Wenn ich mich in Etwas mische, so bin ich immer meiner Sache gewiß. Jetzt muß man die Sache schnell abmachen; Du wirst Deine Vorbereitungen treffen und ich die meinigen... dazu braucht man nicht viele Zeit. Wir sind im November; allein das Wetter ist schön, es sind noch Blätter auf den Bäumen, wenn

sie auch etwas gelb sind, das macht nichts, man sieht doch wenigstens noch Etwas, man muß das benützen und reifen, ehe sie vollends abfallen... Wann bist Du fertig?"

"Heute ist es Dienstag... am Samstag können wir abreisen."

"Das ist etwas spät; doch also am Samstag... ich will gleich meinen Geliebten Schwämme bringen, damit sie sich die Thränen während meiner Abwesenheit abtrocknen können."

Dubois verläßt mich. Da fällt mir noch Etwas ein... ich halte ihn zurück; allein ich weiß nicht recht, wie ich es ihm beibringen soll... zum Glück habe ich alle Briefe meines Vaters bei mir. Ich nehme den, worin er mir so sehr empfiehlt, Dubois nicht mitzubringen, und zeige ihm denselben mit den Worten: „Da sieh', mir würde es große Freude machen, Dich mitzunehmen; allein ich habe nicht an das gedacht... lies selbst!"

Dubois liest, fängt dann an zu lachen und sagt: „Wie, das macht Dir Sorgen? Sei ruhig! der Papa ist mir etwas böse, weil er an den Abend auf den elysäischen Feldern denkt; wenn er aber erfährt, daß Du auf meinen Zuspruch hin in die Heirath willigst, daß ich es bin, der den Sohn in die Arme des Vaters zurückbringt, glaubst Du, daß er mir auch dann noch böse sein wird? Und wenn er sieht, daß ich Verse auf seine Söhne, Verse für die Mutter und Verse für den Schwager mache, wie ich den alten Tanten, wenn welche da sind, die Hände drücke und

mit der Großmutter den Canergo tanze, da wird er ganz entzückt sein und Dir danken, daß Du mich mitgebracht hast."

"Ich denke auch, daß mein Vater zufrieden sein wird, wenn er mich sieht, und Dir keinen Groll nachträgt, wenn Du mir versprichst, klug zu sein."

"Ich werde mich so klug benehmen, daß Du kaum nachkommen sollst. O, ich habe eine Art, mich in der Provinz zu benehmen, daß Du staunen wirst."

"In diesem Fall treffe Deine Vorkehrungen auf Samstag."

"Auf Samstag, abgemacht. Du kaufst die Bilette und ich werde Dich um acht Uhr Morgens abholen."

Meine Zurüstungen sind bald getroffen. Ich nehme von Juliette Abschied, die mir sagt, daß Herr und Madame Jenneville diese Woche ebenfalls an ihren neuen Bestimmungsort abgehen werden. Jetzt also wird unser Schicksal sich erfüllen: Augustine lebt auf dem Lande mit ihrem Gemahl, und ich heirathe und wohne dann, wo meine Frau will!... was macht das? So also sollte diese Verbindung ausgehen, die anzuknüpfen mich so viele Mühe kostete! Ach, wenn ich das hätte vorhersehen können, wäre ich schwerlich der Dame mit dem weilschenblauen Mantel gefolgt.

Der Samstag ist da und Dubois pünktlich um acht Uhr mit seinem Felleisen unter dem Arme bei mir.

"Nun, reisen wir?"

"Im Augenblick... sieh', ich schliesse eben meinen Koffer."

"Hast Du Dich hier verabschiedet?"

„Nein, gewiß nicht... Ich bin noch nicht verheirathet... Wer weiß, ob das Mädchen mir gefällt, ob ich ihr anstehe! Bei Angelegenheiten dieser Art muß man nicht so sehr eilen.“

„Es scheint mir nicht, als eilest Du so sehr, da man Dich schon seit drei Monaten erwartet... Hast Du Deinem Papa geschrieben und ihn von unserer Ankunft in Kenntniß gesetzt?“

„Nein, ich will ihn überraschen.“

„Wenigstens hast Du Plätze auf dem Gilwagen nach Chartres genommen?“

„Nein, nicht ganz... aber ich habe kleine, hübsche Wagen aufgefunden, die nach Epernon gehen, und in einem solchen habe ich zwei Plätze gemiethet.“

„Ich glaubte, Dein Vater wohne in der Nähe von Chartres?“

„Ja, aber Epernon ist nur zehn Stunden von da, die wir entweder zu Fuß, oder in eben solchen kleinen Wagen zurücklegen werden; man hat mir gesagt, daß es nie an Gelegenheit fehle.“

„Meinetwegen; doch scheint es mir, als wäre es einfacher gewesen, wenn wir direkt nach Chartres gegangen wären.“

„Wir brauchen ja nicht zu eilen! Wenn man sich verheirathen will, mein Freund, muß man immer den längsten Weg einschlagen.“

Wir nehmen einen Mietzkutscher, der uns an den Epernoner Wagen führt. Man wartet auf uns. Wir waren unser sechs im Wagen. Dubois verzieht das Gesicht, als er bemerkt, daß er neben einen alten Landmann

und hinter eine alte Bäuerin zu sitzen kommt. Da er voraussetzt, er werde wenig Vergnügen unterwegs haben, so verspricht er dem Kutscher ein gutes Trinkgeld, wenn er schnell fahre. Dieser peitscht auf seine Pferde und wir verlassen Paris... Ach, ich verlasse es gerne... weiß ich doch, daß auch sie nicht mehr dort wohnt.

Wir legen den Weg ziemlich schnell zurück; man hat nur einmal angehalten, und um drei Uhr Nachmittags sind wir in Epernon. Wir haben auf der ersten Station gefrühstückt, und Dubois will alsbald nach Chartres abreisen: er will absolut in dieser Stadt eine Pastete zu Mittag essen; allein es gibt nicht so oft Gelegenheit dahin, als man mir gesagt hatte. Der Wagen, der dahin geht, ist schon abgefahren, und man rätb uns, bis Maintenon zu gehen, wo wir einen andern antreffen werden. Es sind nur drei Stunden bis Maintenon und ich mache den Weg dahin gern zu Fuß; ich meine dadurch schon wieder Zeit zum Nachdenken zu gewinnen.

Wir nehmen einen kleinen Bauern, um uns den Weg zu zeigen und unsere Kansen zu tragen.

Die Landschaft ist nicht heiter, die Felder sind fahl und die Bäume fahl; doch sieht man noch von Zeit zu Zeit einen angenehmen Punkt, eine Ansicht, die nicht ganz ohne Reiz ist. Dubois macht große Schritte, weil es schon kalt ist, und plaudert mit unserm Führer. „Wie nennt man diese Landschaft, Bursche?“

„Die Beauce, Herr... O, das ist eine schöne Gegend.“

Bei dem Namen Beauce entfährt mir ein Schrei der Ueberraschung, denn ich erinnere mich, daß Juliette zu mir gesagt hat, in der Beauce liege das kleine Eigenthum, wo Augustine mit ihrem Gemahl leben wolle.

Dubois fragt mich, was mir sei. Aber ich gebe ihm keine Antwort, sondern denke über diese sonderbare Schickung nach, welche mich abermals auf die Fährte jener Frau bringt, die mir befohlen hat, sie zu fliehen. Es scheint, als ziehe mich immer eine geheime Sympathie zu ihr hin.

Dubois schreit mir in die Ohren und zieht mich so aus meinen Betrachtungen: „Gehe doch schneller, siehst Du denn nicht, daß es regnet; wenn wir vollends diesen Wagen auch verfehlen würden, das wäre hübsch.“

Der Regen strömt stärker herab. Die Stunden in der Beauce sind groß, denn unser Führer sagt uns, daß wir noch weit von Maintenon sind. Aber wir bemerken zu unserer Linken einen ziemlich ansehnlichen Flecken und halten es für gerathen, dort eine Zufluchtsstätte zu suchen.

„Wie heißt jener Ort?“ frage ich unsern Führer.

„Das da, Herr, ist Hanches, ein Marktflecken.“

„Gibt es ein Wirthshaus in Hanches?“

„O ja, Herr, das Wirthshaus zur goldenen Sonne ... man ist da sehr gut bedient, und die Frau ist sehr hübsch.“

Diese letzten Worte verfehlen ihre Wirkung auf Dubois nicht, der ausruft: „Halt, mein Freund,

nach Chartres kommen wir heute doch nicht mehr... zudem spüre ich einen wahren Wolfshunger, wir wollen in der goldenen Sonne einkehren... da essen wir Etwas, und wenn man sich gut befindet, so wollen wir bis morgen früh dort bleiben, das wird das Beste sein, denn das Wetter wird immer schlimmer."

Ich nehme den Vorschlag mit Vergnügen an. In wenigen Minuten haben wir den Flecken erreicht, und unser Führer verläßt uns erst, nachdem wir im Wirthshaus zur goldenen Sonne angekommen sind.

Dieses so gerühmte Wirthshaus wäre in Paris nur eine kleine Aneipe, aber in einem Dorfe braucht es wenig, um den Bauern zu imponiren; indessen scheint das Haus ziemlich reinlich gehalten zu werden, und das ist schon Etwas. Der Hof, in den wir treten, ehe wir an's Haus kommen, ist nicht mit Mist bestreut, wie fast alle Wirthshaushöfe auf dem Lande, und die Magd, die unsere Kansen in Empfang nimmt, ist nicht so ekelhaft anzusehen, wie die Marnitornen in der Umgegend von Paris.

Raum haben wir dem Mädchen unsere Kansen übergeben, so kommt uns ein kleiner junger Mann in Jacke und Schürze und mit baumwollener Mütze grüßend entgegen.

"Die Herren wollen bei uns einkehren, seien Sie willkommen... Marie, rufe meiner Frau... ich habe Alles, was man hier nur wünschen kann... wo ist denn meine Frau, Marie?... ich habe Heu, Haber, Streu und Alles, was man braucht für die Pferde..."

„Das ist ein kleiner, munterer Wirth, der mir ganz aussieht, als wäre er werth, Heu zu fressen,“ sagt Dubois lachend zu mir; dann klopft er dem Wirth, der immer noch beschäftigt ist, seine Frau zu suchen, auf die Achsel: „Herr Wirth, wenn Sie so Vieles für Pferde haben, so werden Sie doch wohl auch Etwas für uns zu essen haben?“

„O ja, meine Herren, gewiß... meine Frau wird Ihnen das sagen... sie weiß besser als ich, was wir haben... Ach, da ist sie endlich.“

Eine junge Frau kam aus dem Hintergrunde auf uns zu; allein wie groß war mein Erstaunen, als ich unter dem garnirten Häubchen und dem indianischen Kleide in der Wirthin Ninie, meine kleine Fransenstrickerin, erkannte.

Ich stoße einen Schrei der Ueberraschung aus, Dubois ebenfalls, und Ninie ihrerseits ist voller Freude.

„Das ist Ninie!“

„Herr Paul!“

„Das ist die junge Freundin Charlottens.“

„Ach, wie froh bin ich! ... umarmen Sie mich doch, mein Herr!“

Ich folge einer so angenehmen Einladung, Dubois ebenfalls, und während wir die Frau Wirthin umarmen, ruft ihr Gemahl: „Diese Herren kennen meine Frau!... Ach Gott! das ist schön.“

„Ja, gewiß,“ entgegnet Dubois, „wir kennen Ihre Frau... und schon lange... Mein Freund, hier ist ihr Pathe!“

„Ihr Pathe!“

„Wenn Sie erlauben, ja...“

Ich stoße Dubois, aber er sagt mir in's Ohr: „Man muß sich immer zum Pauthen einer schönen Frau machen... man darf sich dann mehr erlauben.“

Ninie lacht über den Einfall Dubois' und sagt zu mir: „Sie erwarteten nicht, mich als Wirthin von Hanches zu finden...“

„Meiner Treu', nein... Indessen erinnere ich mich, daß Sie mir Ihre bevorstehende Heirath mit einem Herrn Benin, einem Pastetenbäcker, anzeigten.“

„Der ist es, mein Herr; es ist mein Mann.“

Nun nimmt Herr Benin seine baumwollene Mütze ab, verbeugt sich bis zur Erde und sagt zu mir mit respektvoller Miene und niedergeschlagenen Augen: „Ja, mein Herr, ich bin Benin, derjenige, welcher Ihre Pathe heirathete; ich kann sagen, daß ich mir deshalb alle Tage Glück wünschte, wenn ich es im Stande wäre, und ich hoffe, daß Sie gleichfalls mit ihrer Wahl zufrieden sein werden, die ich zu rechtfertigen mich bemühen werde... Wollen Sie wohl erlauben?“

Herr Benin umarmt mich, Dubois zieht ihn aus meinen Armen und drückt ihn in die seinigen, Ninie sieht mich an und lacht etwas malitiös; ich bemerke, daß der Ehestand ihren Zügen bereits mehr Ausdruck verliehen hat.

„Meine liebe Ninie,“ sage ich zu ihr, „ich gratulire Ihnen zu Ihrer Heirath... Ich bin überzeugt, daß Ihr Gemahl Sie sehr glücklich macht.“

Bei diesem Complimente will Herr Benin mich abermals umarmen, allein Dubois hält ihn an sei-

ner Schürze zurück, während Ninie mir entgegnet:
 „O ja, ja, er ist ein sehr guter Mensch . . . er
 thut Alles, was ich haben will . . . Wir haben uns
 in diesen Flecken gesetzt, weil dieses Wirthshaus ei-
 nem Oheim von Benin gehörte, der es ihm abtrat;
 unsere Geschäfte gehen gut . . . Benin macht sehr gute
 Pasteten; wir haben das Renommée wegen unserer
 kleinen Kuchen.“

„Ja, meine Herren, und ich hoffe, dem Tauf-
 pathen meiner Frau einen ausgezeichneten zu machen
 . . . Da die Pastetenbäckerei immer meine Beschäfti-
 gung war, so wollte ich, als wir dieses Wirthshaus
 übernahmen, den Schild zur goldenen Sonne abneh-
 men und statt dessen eine große goldene Pastete dar-
 auf machen lassen, allein meine Frau litt es nicht.“

„Ah, Sie sind Pastetenbäcker, Herr Benin!“ ruft
 Dubois aus.

„Ja, Herr, und ein famoser; fragen Sie meine
 Frau, B vergeht kein Tag, wo ich nicht backe. Aber
 was mir einfällt! . . . liebe Frau, warum war denn
 Dein Taufpathe nicht auf unserer Hochzeit?“

„Wir waren zu jener Zeit in Rußland, von wo
 wir mit dem Dampfboote ankommen.“

Ninie bricht die Unterhaltung ab, führt uns in
 ein Zimmer und befiehlt ihrem Manne, uns Wein zu
 bringen und zwar vom besten. Während Herr Benin
 in den Keller springt und die Magd Gläser herbei-
 bringt, betrachtet mich Ninie, lacht und ruft von Zeit
 zu Zeit aus: „Mein Gott, wie komisch das ist! . . .“

Welcher Zufall! ... an demselben Tage in meinem Wirthshause! ... Ach, aber Sie! ... das macht mir großes Vergnügen!"

Ich will Ninie um Erklärung dieser Worte bitten, als Herr Benin mit drei Flaschen zurückkommt, deren jede ein anderes Siegel hat. Er schenkt uns aus der grün gesiegelten ein und sagt: „Versuchen Sie einmal ... alle drei sind köstlich ... wählen Sie sich einen aus ...“

„Wir werden aus allen dreien trinken,“ sagt Dubois.

Wir trinken den mit dem grünen Siegel, dann den mit dem rothen, dann den mit dem gelben. Herr Benin ist überglücklich, daß der Taufpathe seiner Frau bei ihm einkehrt. Indessen nimmt mich Ninie bei der Hand und sagt zu mir: „Mein Herr, Sie sollen auch mein Haus, meinen Garten und meinen Hof sehen ...“

„Gerne,“ sage ich, während Dubois sich an den Tisch mit Benin setzt und sagt: „Wir werden uns während dessen eines von den drei Siegeln aussuchen ... ich glaube, das gelbe wird es gewinnen ... Herr Benin, ich denke, Sie werden ohne Furcht Ihre Frau mit ihrem Taufpathen spazieren gehen lassen?“

„Ah, Herr, Sie beleidigen mich! ... Ich weiß gottlob, wen ich geheirathet habe! Bei dieser Frau habe ich Alles gefunden ... gar Alles. Liebe Frau, gehe und zeige Deinem Pathen unser Besizthum ... Laß ihn Alles sehen, was wir haben, ich erlaube es Dir ... ja, ich befehle es Dir sogar.“

Ninie hatte die Erlaubniß ihres Mannes nicht abgewartet, um mich mit fortzunehmen, und bereits waren wir im Garten. Als wir allein sind, sagt sie mir: „Es freut mich sehr, daß Sie in mein Gasthaus gekommen sind; aber rathen Sie einmal, wen wir in diesem Augenblick beherbergen?“

„Reisende ohne Zweifel.“

„Jemand, dessen Anblick mir einen Stich in's Herz gegeben hat! ... Daher hütete ich mich auch, da ich ihn von Weitem erkannte, mit ihm zu sprechen, und trug Sorge, daß er mich nicht sähe, obgleich er mich vielleicht nicht einmal erkannt haben würde. Und dann eine Wirthsfrau! ... so eine sieht er nicht einmal an, er ist so stolz!“

„Aber von wem sprechen Sie denn, Ninie?“

„Von Herrn Adolphy, der eine Stunde vor Ihnen hier ankam.“

„Wäre es möglich! Jenneville ist hier?“

„Ja, Adolphy ... Jenneville ... wie Sie wollen. Er reiste in einer Postchaise mit einer Frau ... seiner Frau, wie es scheint; es ist Etwas an ihrem Wagen gebrochen, sie wurden gezwungen, anzuhalten, und sie werden wohl bis morgen früh bleiben müssen, weil der Wagen nicht bald fertig sein wird ... Nun, Herr Paul, was ist Ihnen denn? Sie werden ganz bleich ...“

Was ich eben erfahre, regt mich so sehr auf, daß ich meiner nicht mehr Herr bin. Der Gedanke, daß ich wieder in der Nähe Augustinens bin, erneuert meine Qualen, meine Schmerzen. Ninie überhäuft

mich mit Fragen; ich weiß, daß ich mich ihrer Freundschaft, ihrer Discretion anvertrauen kann; ich setze mich daher neben sie, erzähle ihr meine Liebe zu Augustinen und die Ereignisse, die uns trennten. Ninie ist erweicht, sie bedauert mich, bedauert namentlich Augustinen und fragt, was sie für mich thun könne. Ich möchte von dem Zufall profitiren, der mich dieser angebeteten Frau nahe bringt, um ihr ein letztes Lebewohl zu sagen, allein dazu wäre nöthig, daß Senneville mich nicht sieht, denn ich wäre untröstlich, wenn meine Anwesenheit seiner Frau Unannehmlichkeiten verursachen würde.

„Wo sind sie jetzt?“ frage ich Ninie.

„In einem Zimmer, in das man ihnen bald das Essen bringen wird.“

„Glauben Sie, daß sie uns in Ihr Haus haben eintreten sehen?“

„Nein, die Fenster des Zimmers, in dem sie sich befinden, gehen auf die andere Seite hinaus. Außerdem richtet man ihnen, da die Frau gesagt hat, daß sie zwei Zimmer und zwei Betten brauchen, zwei hübsche Gemächer im zweiten Stock ein, die in einander führen.“

„Sehr gut . . . Geben Sie uns ein Zimmer auf der andern Seite. Zweifelsohne wird Senneville nach dem Essen herabkommen . . . in diesem Augenblick muß man dann, liebe Ninie, Mittel finden, seiner Frau dieses Papier zuzustellen . . . auf das ich einige Worte schreiben will.“

„Seien Sie ruhig . . . ich will es selbst besorgen

... ich werde wohl Gelegenheit finden ... die Männer sind nicht immer um den Weg."

Ich schreibe mit Bleistift folgende Worte: „Der Zufall hat mich hieher geführt, allein ich werde nicht gehen, ehe ich Ihnen zum letzten Mal Lebewohl gesagt habe; ich erwarte diese Gunst als den Preis meines Gehorsams gegen Ihre letzte Bitte. Heute Nacht, während Ihr Gemahl schläft ... in dem untern Saale ... in der Gegenwart der Frau vom Hause, der ich mich anvertrauen kann, und die Sie ohne Zweifel erkennen werden ... Wenn Sie mir diese Bitte abschlagen, haben Sie mich nie geliebt.“

Ich gebe das Papier Ninie, die es in ihren Busen steckt und zu mir sagt: „Ich verspreche Ihnen, daß es bekommt.“ Wir kehren in das Haus zurück; beeile mich, Dubois in mein Zimmer zu führen, wenn ich zittere, Jenneville möchte Einen von uns beherken.

Wir waren fast eine Stunde abwesend gewesen; Herren haben beinahe die drei Flaschen geleert, Dubois betrachtet mich, indem er Hörner über Kopf Benins macht. Ich nehme ihn am Arme und ziehe ihn mit fort: „Mein Herr, auf unser Zimmer, es ist Zeit zum Essen ...“

„Zum Henker! mein Junge, es scheint, Du habest Hunger ... ich begreife es aber ... man läßt mich eine Stunde mit dem Gemahl allein ... das ist nicht dumm! ... Herr Benin, machen Sie uns ein gutes Essen; der Pathe Ihrer Frau hält etwas darauf!“

„Seien Sie ruhig, meine Herren, ich will Ihre

Mägen schon wieder in Ordnung bringen!... ich gehe an den Herd."

Ninie läßt uns in ein Zimmer mit zwei Betten führen, das sich am Ende eines Ganges im ersten Stock befindet. Hier will Dubois seine Scherze weiter fortsetzen; allein ich mache denselben ein Ende, indem ich ihm die wirkliche Ursache meiner Unruhe mittheile.

"Hol' der Teufel den Jenneville!" ruft Dubois, "er hatte auch nöthig, mit seiner Frau in dieses Wirthshaus zu kommen, um Dir noch einmal den Kopf zu verdrehen... Bedenke, daß Du auf dem Wege bist, Dich zu verheirathen..."

"Ich denke, daß Augustine hier ist und ich sie abreisen lasse, ohne sie einen Augenblick gesprochen zu haben..."

"Da haben wir es... wir spielen wieder Trügödie."

"Dubois, ich bitte Dich nur um Etwas; das ist, daß Du dieses Zimmer nicht verlässest, bis Jenneville zu Bett gegangen ist."

"Wie unterhaltend das ist... und was soll es schaden, wenn Jenneville mich sieht?"

"Dann wird er selbst seiner Frau sagen, daß wir hier sind, und sie wird mir die Unterredung nicht gewähren, um die ich sie bitte."

"Sie wird wohl daran thun..."

"Wenn Du Dich Jenneville zeigt, so kehre ich nach Paris zurück und heirathe nicht..."

"Hm!... eigensinniger Mensch!... Nun, ich will

da bleiben, weil es Dir so lieb ist; allein man soll wenigstens ein gutes Essen auftragen und ein gutes Feuer aufmachen, denn man friert in der goldenen Sonne."

Ninie kommt und deckt uns selbst; ihre Magd macht uns Feuer an. Es ist bereits dunkel, denn im November sind die Tage nicht mehr lang; aber wir setzen uns zu Tische, und ich verspreche Dubois, so lange er nur will, dabei zu bleiben.

Herr Benin hat sich selbst übertroffen: unser Essen ist sehr gut. Von Zeit zu Zeit kommt Ninie, um sich zu versichern, daß uns Nichts abgeht. Ich sehe sie allemal an, um zu erfahren, ob mein Auftrag ausgerichtet ist, ein kleines Neigen des Kopfes sagt mir: noch nicht. Beim Nachtisch kommt Herr Benin zu uns, und ich zwingen ihn, Platz am Tische neben uns zu nehmen; er ist so empfänglich für diese Ehre, daß er eine Flasche alten Malaga holt, die er auf den Tag der Geburt seines ersten Sohnes hatte aufbewahren wollen, obgleich seine Frau nicht schwanger ist.

Endlich gibt mir Ninie beim Hereinkommen in unser Zimmer ein Zeichen, das ich verstehe: mein Billet ist besorgt, und ich wollte jetzt, es wäre bereits Zeit, in's Bett zu gehen. Zum Glück bleibt man auf dem Lande nicht lange auf. In Folge zu vielen Trinkens fangen Dubois und Herr Benin bereits an, sich zu verwirren.

"Geh' ins Bett, lieber Freund," sagte Ninie zu ihrem Gemahl, "geh', Du mußt müde sein, und mor-

gen muß man bald wieder aufstehen; ich will noch einmal nachsehen, ob der Herr und die Dame nicht mehr nöthig haben und dann nachkommen.“

„Du hast recht, liebe Frau,“ sagte Benin, ein Licht nehmend. „Ich habe heute mehr als hundert Röchlein gemacht und das macht warm. Meine Herren, ich wünsche Ihnen eine angenehme Ruhe, und hoffe, daß der Pathe meiner Frau mir die Ehre anthun wird, gut bei mir zu schlafen.“

Mit diesen Worten entfernt sich Herr Benin grüßend und etwas schwankend.

Dubois verlangt nichts mehr, als dem Beispiel des Herrn Benin zu folgen. Ninie sagt mir gute Nacht, indem sie mir bedeutsam winkt und sich entfernt. Dubois legt sich nieder, mir eine glückliche Unterredung wünschend, und ist nach einigen Minuten bereits eingeschlafen.

Ich verlasse leise und ohne Licht mein Zimmer und gehe in den untern Saal, wo ich Ninie allein treffe.

„Ich habe meine Dienstboten schon zu Bette geschickt,“ sagt sie, „damit Niemand Ihre Zusammenkunft mit dieser Dame bemerke.“

„Glauben Sie, Ninie, daß sie kommen wird?“

„Das kann ich nicht wissen; ich benutzte einen Augenblick, wo ihr Gemahl hinausging, und trat in ihr Zimmer. Sie hatte mich noch nicht gesehen, betrachtete mich mit Aufmerksamkeit und schien zu suchen, wo sie mich hinthun solle. Nachdem ich sie sehr höflich gefragt hatte, ob sie nichts bedürfe, übero

„Ihr Ihr Papier mit den Worten: ‚Madame, ein Reisender, der hier ist, hat mich gebeten, Ihnen das zuzustellen.‘ Sie nahm es, las es, wurde dann so leich und zitterte so sehr, daß ich meinte, sie falle in Ohnmacht; endlich sagte sie leise zu mir: ‚Er ist also hier?‘ Ich antwortete ihr und bat sie, Ihnen die erbetene Unterredung zu bewilligen; aber nun hörte ich ein Geräusch, ihr Gemahl kam zurück und ich entfernte mich eiligst durch eine andere Thüre, aus Furcht, ihm zu begegnen.“

„So wissen wir also nicht, ob sie kommen wird!“

„O, ich glaube doch. Kann man Ihnen Etwas abschlagen?“

„Diese Frau hat mir immer Alles verweigert, Ninie!“

„Das ist komisch! Und Sie sagen doch, daß sie Sie liebe.“

Ninie verläßt mich, um sich zu überzeugen, daß Alles in ihrem Hause gut verschlossen und in Ordnung ist. Ich setze mich in einen Winkel im Saal, von wo aus sich meine Augen auf eine alte Uhr heften, deren Tick-Tak fast so viel Lärmen macht wie eine Mühle. Eine einzige Lampe erhellt das große Gemach; allein ich kann die Zeiger sehen und das ist Alles, was ich brauche.

Nach einer halben Stunde kehrt Ninie zurück, setzt sich zu mir und sagt: „Alle meine Leute schnarchen schon.“

„Und oben?“

„Ach, verdammt! es ist noch immer Licht in den

beiden Zimmern; vielleicht plaudert man, denn ich habe Bücher bei ihnen gesehen... warten Sie, ein wenig Geduld, am Ende geht man doch in's Bett."

"Und Ihr Gemahl, Ninie, wenn er merkt, daß Sie nicht bei ihm sind?"

"O, der schläft für Biere!... seien Sie unbesorgt; zudem würde, wenn er auch aufwachte, er sich gewiß nicht erlauben, nachzusehen, was ich mache."

Die Zeit vergeht; wir wechseln nur selten einige Worte. Ich horche immer und Ninie begreift, daß ich keine große Lust zum Schwätzen habe. Zehn Uhr hat es geschlagen, dann halb elf... und immer Niemand.

"Sie wird nicht kommen," sage ich seufzend.

"Vielleicht; man muß noch warten."

In einem Dorfe stört nichts die nächtliche Ruhe; diese tiefe Stille gestattet mir nicht einmal, falsche Hoffnungen zu hegen. Eben schlägt es elf Uhr und Ninie fallen die Augen zu; sie erwartet ihren Liebhaber nicht. Ich gebe alle Hoffnung auf, als ein Geräusch, wie das Rauschen eines Kleides, zu meinen Ohren dringt; ich stehe auf und gehe in den Gang hinaus, um zu lauschen... man kommt... ich höre leichte Tritte, die sich nähern... mein Herz schlägt... sie ist es ohne Zweifel. Ninie ist verständiger als ich und kommt mit der Lampe herbei; ja, es ist Augustine... ich sehe sie wieder; wiederum stützt sie sich auf meinen Arm.

Sie ist ohne Licht gekommen und doch hat sie ihre Schritte beeilt. Bei meinem Anblick scheinen ihre Kräfte sie zu verlassen; ich halte sie in meinen Armen

führe sie in den Saal, setze sie nieder und mich neben sie. Ninie geht hinaus mit den Worten: „Ich will bei Ihnen wachen, damit Sie sich nicht zu fürchten brauchen.“

Wir sind mehrere Minuten bei einander und keines hat noch ein Wort gesprochen. Ich halte Augustinens Hände, ihr Kopf ruht an meiner Brust und sie vergießt Thränen, die ich traurig fließen sehe.

„Sie haben mich noch einmal sehen wollen,“ sagt sie endlich zu mir, „da bin ich... ich glaubte nicht, Ihnen diese unbedeutende Gunst verweigern zu müssen.“

„Unbedeutende Gunst! Können Sie so das Vergnügen bezeichnen, das ich habe, indem ich wieder bei Ihnen bin, theure Augustine!... Ach, verzeihen Sie, Madame, ich weiß, daß ich Sie nicht mehr so nennen darf.“

„Nein, jetzt bin ich nicht mehr frei... ach! ich war es nie! Wenn ich immer daran gedacht hätte, wäre ich jetzt nicht so unglücklich!“

„Wie können Sie sich Vorwürfe machen? Sie, die immer einem Manne treu blieb, der sie verlassen hatte... der nur zu Ihnen zurückkehrte, als...“

„Herr Deligny, vergessen Sie nicht, daß er mein Gemahl ist.“

„Ach, ich weiß es nur zu gut, allein das kann mich nicht abhalten, Sie anzubeten... ja, Madame, obgleich ich nie die Liebe erwiedert erhielt, die mich quälte, so werde ich Sie doch ewig lieben... werde Sie nie vergessen. Ach, werden Sie nicht böse, entfernen Sie sich nicht von mir! Bedenken Sie, daß

ich Sie zum letzten Male sehe, Ihnen zum letzten Male sagen kann, wie sehr ich Sie liebe, und daß die Gunst, mit Ihnen von meinen Gefühlen zu reden, die einzige ist, die Sie mir gewährten!“

„Wenn ich gewußt hätte, daß Sie so mit mir reden würden, wäre ich nicht zu dieser Unterredung gekommen. Wozu sollen wir unsere Schmerzen erneuern?... Sie wollen also, daß ich mich noch unglücklicher fühle?“

Sie legt ihre Hand auf ihre Augen; in diesem Augenblick läßt sich ein leichtes Geräusch im Gang vernehmen. Augustine fährt zusammen und sagt zu mir: „Es ist mir, als laufe Jemand außen... ach, mein Gott! wenn Jenneville mich hätte heruntergehen hören, wenn er erführe...“

„Fürchten Sie nichts; dieses Geräusch kommt von der Frau des Hauses... sie wacht über uns... Sie können ruhig sein... Lassen Sie Ihre Furcht nicht mein Glück vergiften. Liebe Augustine, welch' ein Unterschied zwischen dieser Zusammenkunft und der letzten, die ich mit Ihnen in Luciennes hatte!“

„Ach! schweigen Sie, ich bitte Sie, erinnern Sie mich nicht an jene Augenblicke, die nie mehr zurückkehren dürfen. Sie reisen zu Ihrem Vater, um sich zu verheirathen?“

„Ja, Sie haben es gewünscht, ich will Sie zufrieden stellen; aber glauben Sie ja nicht, daß diese Heirath mir Sie vergessen machen wird. Ich heirathe, allein nie wird mein Herz das für eine andere fühlen, was es für Sie empfindet.“

„Paul!... Herr Deligny... wie grausam Sie sind! Ach, lassen Sie mich hoffen, daß Sie glücklich sein werden!“

„Und Sie, Madame, Sie wollen sich in eine dunkle Zufluchtsstätte begraben?“

„Ja, ich wollte, wir hätten die Post dahin genommen; allein aus alter Gewohnheit konnte Herr Senneville sich nicht dazu entschließen; er mietete einen Hauderer und diesem verdanken wir, daß wir hier zurückgehalten sind. Die Wohnung, in der wir künftig leben wollen, ist weit von der Welt entfernt und sagt mir deßhalb nur um so mehr zu. Welches Vergnügen könnte ich jetzt mitten unter gleichgültigen und leichtsinnigen Wesen finden, die die Neigungen des Herzens nur in's Lächerliche ziehen können! Die Einsamkeit wird für mich Reize haben; ich kann mich ganz nach Belieben meinen Erinnerungen überlassen, denken und träumen von dem... und denen, die ich nie mehr sehen werde.“

„Und Juliette? wollen Sie sie auch nicht mehr sehen? Werde ich durch sie nicht wenigstens erfahren, wie es Ihnen in Ihrem neuen Wohnort geht?“

„Ich werde oft an Julietten schreiben, und ihr Alles sagen, was ich treibe; sie hat mich darum gebeten. Wenn Sie sie sehen, so können Sie von ihr manchmal von mir hören.“

„O! ich werde sie stets auffuchen. Ach, das wird mein einziges Glück sein! Mit ihr wenigstens kann ich von Ihnen sprechen, kann ihr meine Gedanken, meine Schmerzen mittheilen; sie zwingt mich nicht zu

schweigen, wenn ich ihr von meiner Liebe zu Ihnen erzähle... und ich spreche unaufhörlich davon mit ihr! Ach, ich bitte Sie, schreiben Sie ihr oft... und möge manchmal ein Ihrer Feder entschlüpftes Wort mir beweisen, daß ich nicht ganz und gar vergessen bin!"

Sie antwortet nicht; allein ihre Hand ruht in der meinigen und ein leichter Druck sagt mir, daß sie mich verstanden. Ich lege diese geliebte Hand auf mein Herz, wir sprechen nicht mehr; welche Worte könnten auch aussprechen, was wir in diesem Augenblick empfinden!

Endlich steht Augustine auf und murmelt: „Wir müssen uns trennen.“

„Schon?“

„Je länger wir beisammen bleiben, um so größern Schmerz verursacht uns die Trennung. Mein Freund, nehmen Sie mir nicht noch das Bißchen Muth, das mir bleibt, lassen Sie mich fort... ich fühle, daß es Zeit ist... Leben Sie also wohl, mein Herz bricht.“

„Was! ich soll Sie für immer verlassen... ich soll diese Augen nie mehr sehen, deren Ausdruck mein Herz vor Wonne beben macht... soll diese so geliebte Stimme nicht mehr hören!... Augustine, werden Sie an mich denken?“

„Er fragt mich... o mein Gott!... er sieht nicht, wie sehr ich leide... Leben Sie wohl!... Wenn Sie nur etwas Mitleiden mit mir haben, so halten Sie mich nicht länger zurück!“

Sie stürzt in den Gang hinaus. Ich nehme die

Lampe, um ihr zu leuchten, und wir bemerken einige Schritte von uns Ninie tief eingeschlafen auf einem Stuhle sitzend.

„Sie sehen,“ sagt Augustine, „wie man über uns wacht... zum Glück hat man mich nicht heruntergehen hören... Leben Sie wohl... leben Sie wohl!“

Und ohne meine Antwort zu erwarten, steigt sie leicht die Treppe hinauf. Es ist geschehen... ich sehe sie nie mehr!... Ich wecke Ninie auf und erreiche traurig mein Zimmer.

Siebentes Kapitel.

Unverhofftes Zusammentreffen.

Ich habe mich auf einen Sessel geworfen und mein Schmerz macht sich in Klagen und Seufzern Luft: ich klage das Schicksal, die Liebe, ich klage selbst Augustinen an; in meiner Verzweiflung finde ich, daß sie gegen mich sich barbarisch gezeigt hat, und daß sie mich nicht einem Mann opfern dürfe, der sie verlassen hatte. Von Zeit zu Zeit stehe ich auf, gehe mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und stampfe mitunter heftig mit dem Fuße auf den Boden.

Dubois, der immer wieder durch meine Klagen und den Lärmen, den ich mache, aufwacht, dreht sich herum und stößt seinerseits tausend Flüche gegen die Verliebten aus. Dann setzt er sich im Bette auf,

räth mir, mich niederzulegen, fängt an, mir vorzupredigen und sucht mir begreiflich zu machen, daß ich nach einer schlaflosen Nacht morgen bei der Ankunft bei meinem Vater sehr schlecht aussehen werde; da er aber sieht, daß ich nicht auf ihn höre, hält er mitten in seiner Rede inne, wünscht mich zu allen Teufeln und legt seinen Kopf wieder auf das Kissen.

So ist die Nacht vergangen. Ich sehe den Tag anbrechen und mit den ersten Strahlen der Morgenröthe scheint es mir, mein Blut werde ruhiger und mein Kopf kälter. Man sagt, daß die Nacht Rath bringe, allein für Unglückliche ist ein solcher Rath nie günstig, während der Anblick des Tages dagegen alle traurigen Gedanken vertreibt und unserer Seele mehr Stärke gibt.

Ich denke, Augustine ist mir mit dem Beispiele des Muths vorangegangen, ich muß ihr nachahmen und mich nicht einer Schwachheit überlassen, die mich nichts hilft. Zuerst kommt mir der Gedanke, in aller Frühe mit Dubois abzureisen und den Flecken vor Jenneville und seiner Frau zu verlassen, allein möglicher Weise könnte Jenneville ebenfalls sehr bald aufstehen und uns im Wirthshause begegnen; ich glaube also, daß es gescheidter ist, wenn ich ihn zuerst abreisen lasse, und wir in unserm Zimmer bleiben, bis er fort ist.

Ich höre gehen und kommen im Hause; bereits eilt Alles an sein Geschäft. Ich erkenne die Stimme Ninie's, die mit ihrem Gemahle wegen seiner Faulheit zankt, dann auch die Benins, der sich bei seiner

Frau entschuldigt. Bald klopft es leise an unsere Thüre: es ist Ninie, die sich erkundigt, ob wir wachen.

Ich öffne unserer artigen Wirthin, während Dubois sich die Augen reibt und sagt: „Sie fragen, ob wir ausgeschlafen haben; fragen Sie lieber, ob wir überhaupt geschlafen haben! Der Mensch da hat die Nacht damit zugebracht, Ihren Boden zu messen und mit Fußstößen zu begrüßen! Er rächte sich an den Fensterscheiben wegen des Verlusts seiner Schönen! Er hat für keinen Pfennig Philosophie im Leibe... Schlafen Sie doch neben einem Dummkopf, der die ganze Nacht ‚die Rasereien der Liebe‘ spielt!“

„Vorwärts, Dubois, sei ruhig, ich werde künftig hin vernünftiger sein...“

„O! das ist mir eins; Du bekommst mich nie mehr zum Schlaffkameraden.“

„Ninie, denken Sie, daß... der Herr und die Dame bald abreisen werden?“

„Ja; ihr Wagen ist ausgebeffert und ich vermuthe, daß sie sich nach dem Frühstück auf den Weg machen werden. Der Herr ist schon in den Garten hinuntergegangen und spaziert herum, während man das Frühstück zubereitet.“

„Gut; sobald sie fort sind, sagen Sie es uns, ich bitte Sie.“

„Ja, mein Herr! O, Sie werden sie übrigens gut hören.“

„Das heißt,“ rief Dubois aus, „daß Du mich abermals so lange in diesem Zimmer eingesperrt hal-

ten willst, bis der Herr und die Frau abgereist sind; es ist wirklich sehr angenehm mit Dir zu reisen!"

"Jetzt wollen wir frühstücken, und bis das vorbei ist, sind sie fort."

"Madame Benin, ein reichliches Frühstück, wenn es beliebt; ich habe unendlich Appetit bei Ihnen."

Ninie geht, unser Frühstück zuzubereiten. Dubois steht auf, ich trete an das Fenster, das auf den Hof führt, und wage nicht, den Kopf zum Fenster hinauszustrecken, allein wenn ich eine Ecke des Vorhangs lüpfte, kann ich, ohne gesehen zu werden, Jeden sehen, der im Wirthshaus ein- und ausgeht.

Man bringt uns unser Frühstück und ich habe mich eben an den Tisch gesetzt, als ich Peitschenhiebe und das Rollen eines Wagens höre, der vor dem Wirthshause anhält. Ich meine, es sei der, der Augustine mitnehmen will und eile, um durch das Fenster sie noch einmal zu sehen, allein ich habe mich getäuscht: es sind neue Reisende, die eben ankommen. Ich sehe zwei Postillons, einen Jockey, einen Kammerdiener; dann steigt ein Herr, dessen Kopf mit einer großen Reiseumütze bedeckt ist, aus dem Wagen, und geht in das Haus. Ich kehre zum Frühstück zu Dubois zurück, da dieser neue Ankömmling mich nicht interessirt.

Nach einiger Zeit tritt Herr Benin in unser Zimmer, grüßt uns ehrfurchtsvoll, fragt nach meinem Befinden, nimmt dann ein Glas Wein, das Dubois ihm präsentirt und spricht: "Ich hoffe, daß mein Gasthaus eine gute Einkehr hat!"

"Ja, es scheint, daß noch mehr Leute ankommen."

„Ich denke wohl!... und Leute, die was aufgehen lassen, ich habe das gleich gesehen! Das ist ein Mann aus den höchsten Ständen, vielleicht ein Fürst, der incognito reist mit seinem Kammerdiener. Gewiß ist, daß es eine ansehnliche Person ist! Das macht aber auch einen Lärmen... man muß es hören... und der Bediente: ‚Das schönste Zimmer für den Herrn! Zum Frühstück, was Sie Gutes haben; der Preis ist gleichgültig, wenn wir nur zufrieden sind!‘ He? sagen Sie einmal, das heißt gesprochen, daher begreifen Sie auch, daß ich ihm eine Pastete machen will, wie er in seinem Leben noch keine gegessen hat; er wird zwar etwas warten müssen, allein um so schlimmer, mein Ofen muß zuerst heiß sein!“

„Frühstücken der Herr und die Dame, die hier geschlafen haben?“

„O, mein Gott, Sie erinnern mich eben recht daran, ich habe sie vergessen, ich habe das Geflügel noch nicht auf den Rost gethan; aber der neue Ankömmling hat mich auch so ganz in Anspruch genommen...“

„Gehen Sie doch, Herr Benin, Sie müssen Ihre andern Gäste nicht so sehr vernachlässigen.“

„Das ist wahr, Herr Pathe. Ich bitte Sie um Erlaubniß, daß ich Sie so nennen darf, es geschieht aus Anhänglichkeit für meine Frau, wenn das Sie nicht beleidigt.“

„Keineswegs, Herr Benin.“

„Ich will mein Geflügel auf den Rost thun. Aber warten Sie; unter uns will ich Ihnen meine Schwach-

heit gestehen: die Leute, die keine Pasteten essen mögen, für die bin ich gar nicht sehr eifrig im Bedienen; dieser Herr und diese Dame wollten nicht einmal einen meiner kleinen Kuchen versuchen, das hat mich erzürnt; während der Neuangekommene zum Frühstück eine große Pastete, kleine Törtchen und einen aufgezogenen Pfannkuchen haben soll! Das ist ein Mann, der zu leben weiß! Auf Wiedersehen, Herr Pathe!"

Herr Benin hat uns endlich verlassen und wir sind eben mit dem Frühstück fertig, als ich im Hofe eine sehr bekannte Stimme höre: es ist die Jenneville's; er schreit und beklagt sich über die Langsamkeit, womit man ihn bedient. Ich bin an's Fenster getreten, das ich halb öffne, und kann so Alles hören, was im Hofe gesprochen wird.

„Werden Sie mir endlich mein Frühstück bringen? Seit einer Stunde warten wir schon!“

„Mein Herr, ich bitte um Entschuldigung, aber mein Ofen war nicht heiß.“

„Wozu brauche ich Ihren Ofen zu meinen Cotelettes und dem Geflügel?“

„Mein Herr, das ist wahr; allein es ist eben ein neuer Reisender angekommen, ein großer Herr, der Backwerk haben will, und das nimmt uns ganz in Anspruch.“

„Was kümmert das mich, wenn andere Leute kommen? Ist mein Geld nicht so viel werth als das Ihres großen Herrn?“

„Ja, mein Herr, allein...“

„Sie sind ein Flegel!“

„Mein Herr, ich...“

„Ich habe Eile, Ihre Kneipe zu verlassen, daher denken Sie daran, mich zu bedienen, ohne mich länger warten zu lassen!“

Ich weiß nicht, was Benin Jenneville antworten wird, der fortfährt, zornig im Hofe auf und ab zu gehen, als eine andere Person dazukommt: es ist der zuletzt angekommene Reisende.

„Nun, Wirth, werde ich bald bedient?“ sagt er, Benin auf die Schulter klopfend. Dieser neigt sich tief, versichert, daß man zufrieden sein werde und läuft in die Küche.

Die Stimme des Neuangekommenen hat mich frappirt, ebenso Jenneville; ich mache den Laden auf, um den Reisenden zu betrachten, und da sein Kopf nicht mehr von der ungeheuren Reiseumühe bedeckt ist, so kann ich leicht in diesem Menschen, der mit so viel Aufwand reist, den Schuft erkennen, der mir dreißigtausend Franken abgeführt hat. Jenneville, der ebenfalls Blagnard erkannt hat, stellt sich vor ihn hin in dem Augenblick, wo dieser in den Garten treten will. Herr Blagnard scheint zuerst etwas betroffen zu sein; allein bald hat er sich wieder gesammelt und grüßt Jenneville wie damals, als er uns zum Essen einlud.

„Ach, ich täusche mich nicht: es ist der liebe Jenneville; wahrlich, ich glaubte nicht, das Vergnügen zu haben, Sie in diesem Dorfe wiederzufinden!“

„Sie sind es also, mein Herr, der mit so viel

Aufwand reist und Ursache ist, daß ich nicht bedient werde!“

„Mit Aufwand, mein Lieber? Ganz und gar nicht: eine einfache Reise-Berline, zwei Postillone, um schneller vom Flecke zu kommen... man hat Geschäfte... Allein verzeihen Sie, ich habe etwas Eile... ich muß vor Mittag noch in Paris sein und will sehen...“

„Einen Augenblick, Schuft! Wir haben zuerst einige Rechnungen mit einander abzumachen!“

Die Stimme Jenneville's ist aufgeregt; ich strecke den Kopf etwas vor und sehe, daß der Zorn in seinen Augen blitzt. Blagnard ist erblaßt; indessen versucht er in der Antwort seinen leichten Ton beizubehalten.

„Wie, was bedeutet diese schreckliche Miene, mein Lieber Jenneville; was, zum Teufel! kommt Sie an? Scherz bei Seite, sie paßten nicht hieher.“

„Sie haben mir achtzigtausend Franken genommen, Sie sind Schuld, daß ich, um diesen Verlust einzubringen, den Rest meines Vermögens verkauft und verpfändet habe, kurz, Ihnen verdanke ich meinen Ruin; Sie müssen mir zurückgeben, was Sie von mir haben.“

„In der That, ich begreife Ihre Vorwürfe nicht! Ich habe meine Zahlungen eingestellt: es ist nicht mein Fehler, wenn meine Geschäfte schlecht gegangen sind; ich habe weit mehr dabei verloren, als Sie; ich bin also mehr zu beklagen!“

„Zu beklagen! und Sie reisen wie ein Graf und haben einen Jockey, einen Kammerdiener! Sie sind ein Schurke!“

„Mein Herr!“

„Sie sind ein Schurke, sage ich Ihnen!“

„Sie wissen, daß man täglich seine Zahlungen einstellen und doch nachher immer wieder andere Geschäfte anfangen kann.“

„Ja, elende Menschen wie Du! Aber müssen nicht Leute, die Ehre im Leibe haben, wenn Ihnen das Glück wieder lächelt, die Unglücklichen entschädigen, die sie zur Verzweiflung gebracht haben?“

„Mein Herr, das ist Sache der Notare!... Verzeihen Sie, aber ich habe nicht Zeit zu...“

„Nein, Schuft, Du sollst nicht so von dannen kommen.“

Jenneville hat Blagnard am Arme gefaßt und drückt denselben heftig, während er ausruft: „Ich muß mein Geld haben!“

„Sie sind toll, mein Herr; keine Gewalt, oder ich müßte...“

„Elender! Du wagst mir zu drohen!“

In diesem Augenblick gibt Jenneville in seiner Wuth Blagnard eine Ohrfeige, deren Schall bis hinten in unser Zimmer dringt; Dubois fährt von seinem Sessel auf und ruft: „Der hat eine.“

Blagnard ist nun auch rasend geworden; ich höre nur noch einige ganz leise gewechselte Worte: „Ihre Pistolen... da unten... ich erwarte Sie... schnell!“

Sie werden sich schlagen, das unterliegt keinem Zweifel; ich kehre mich ganz verduzt gegen Dubois um und sage zu ihm: „Sie wollen sich schlagen!“

„Wer denn?“

„Jenneville und Blagnard.“

„Bah! Wie... dieser Reisende?...“

„Ist Blagnard; er ist heraufgekommen, seine Pistolen zu holen und bald...“

„Nun, so lasse sie sich schlagen, was geht das uns an?“

„Nein, ich kann es nicht zugeben! Dieser Blagnard hat mich auch bestohlen und ich will...“

„Nun, das nenne ich einen schönen Gedanken. Du willst Dich auch darein mischen, Du? Wenn man sich mit Allen schlagen wollte, die Einem Geld schuldig sind, so würde Mancher nie fertig!“

Ich gebe Dubois keine Antwort, sondern öffne meinen Kasten und ziehe meine Pistolen heraus. Dubois, der bemerkt, was ich thue, kommt auf mich zu und wirft sich in dem Augenblick, wo ich hinausgehen will, in meine Arme.

„Wo willst Du hin?“

„Laß mich, Dubois.“

„Ich leide es nicht, daß Du ausgehst.“

„Laß mich, sage ich Dir.“

„Noch einmal, mische Dich nicht in diesen Streit. Bedenke zudem, daß Dich Jenneville nicht sehen darf, daß Du seine Frau compromittirst.“

„Ich muß jetzt über ihren Mann wachen, oder ihn rächen; laß mich, oder fürchte selbst meinen Zorn.“

Es ist mir gelungen, mich von Dubois los zu machen, indem ich ihn auf den Boden werfe; ich gehe eiligst hinaus und steige hinab, allein Jenneville ist nicht mehr im Hofe; ich sehe nur Ninie, der meine Aufregung, meine Waffen große Furcht einflößen.

„Ninie, wo sind sie? Haben Sie sie gesehen?“

„Wen denn, mein Herr?“

„Jenneville und den neuen Reisenden.“

„Sie sind so eben ausgegangen.“

„Großer Gott! und wohin, auf welche Seite?“

„Da, durch unsern Garten.“

„Ach, wenn ich nur noch zu rechter Zeit komme!“

„Aber was hat es denn gegeben, Herr?“

Ich antworte nicht mehr, stürze auf dem Wege nach, den sie eingeschlagen haben und sehe mich rings um... ich erblicke sie nicht, allein vielleicht verbergen sie Bäume oder Gesträuche vor mir. Großer Gott! ich höre einen Schuß... es ist zur Linken... schnell! Ein zweiter Schuß trifft bald mein Ohr und führt mich auf die rechte Stelle... diesem Fußweg nach.

Ich renne; ein fliehender Mensch kommt an mir vorbei: es ist Blagnard! O Himmel! und Jenneville?

Ich will Blagnard anhalten, ich rufe ihm; er ist schon weit. Ach, in diesem Augenblick denke ich nur daran, seinem Opfer zu Hilfe zu eilen.

Ich schlage einen von Bäumen beschatteten Weg ein und habe noch keine dreißig Schritte gemacht, so sehe ich Jenneville auf der Erde liegen. Ich springe auf ihn zu; der Unglückliche liegt in seinem Blute: die Kugel ist ihm in die Brust gedrungen. O mein Gott, wie soll ich ihm helfen! Ich nehme seinen Kopf, richte ihn auf und lege ihn auf meine Kniee; ich rufe, schreie, verlange nach Hilfe und versuche mit meinem Taschentuche das Blut aufzuhalten, das aus seiner Wunde dringt.

Aber ich höre Geräusch, Rufen, beschleunigte Tritte; es ist Dubois . . . es sind alle Bewohner des Wirthshauses, Augustine ist bei ihnen. Ach, Unglückliche! warum hat man Dich hieher gelassen?

Im Nu sind sie bei mir. Augustine ist auf die Kniee gesunken; sie hilft mir ihren Gemahl halten; sie schreit und jammert nicht, allein Thränenströme fließen über ihre Wangen. Endlich öffnet Jenneville halb die Augen; er betrachtet seine Frau, dann heften sich seine Blicke auf mich; er nimmt meine Hand und sagt zu mir: „Ich wußte, daß Sie hier sind, mein Freund; ich bin sehr erfreut, Sie noch einmal zu sehen.“

Wir wollen versuchen, ihn fortzutragen, man will einen Verband auf seine Wunde legen, er weist alle Hülfe mit den Worten zurück: „Es ist vergebens, der Schuß ist tödtlich; ich fühle, daß ich nur noch einige Augenblicke zu leben habe. Lassen Sie mich mit meiner Frau und meinem Freunde reden.“

Er gibt den Leuten vom Wirthshause und den Bauern ein Zeichen, sich zu entfernen; Augustine und ich, wir bleiben allein bei ihm. Augustine hält seine Hand, die sie mit Thränen badet und ich stütze seinen Kopf auf meine Brust. Jenneville sammelt das Bischen Kraft, das ihm bleibt, um noch mit uns zu sprechen; zuerst wendet er sich an seine Frau: „Meine liebe Augustine, ich verdiene Deinen Schmerz nicht; ich habe Dich in's Unglück gebracht, während ich bei Dir ein so angenehmes Leben hätte führen können! Ich weiß, daß Du trotz meines Unrechts mir treu geblieben bist!

Diese Nacht war ich Dir gefolgt und habe Deine Unterredung mit Deligny gehört. Lebet wohl, meine Geliebten, weinet nicht... Paul, machen Sie sie glücklich, machen Sie ihr den Kummer vergessen, den ich..."

Er kann nicht weiter sprechen, seine Augen schließen sich für immer. Als Augustine bemerkt, daß ihr Gemahl nicht mehr ist, fällt sie in Ohnmacht; Dubois nimmt sie in seine Arme und trägt sie in die Herberge, während ich unter Mitwirkung einiger Bauern den Leichnam des unglücklichen Jenneville ebenfalls dahin bringen lasse.

Bei der Ankunft im Wirthshause ist meine erste Sorge, nach Blagnard zu fragen, allein er ist schon lange fort; er hat Gold ausgestreut, daß man so schnell als möglich seine Pferde anspanne. Alles, was man mir sagen kann, ist, daß er Paris zu gefahren ist; mag er sich verbergen, wo er will, so hoffe ich dennoch ihn aufzufinden.

Man kann sich vorstellen, daß ich nicht mehr daran dachte, zu meinem Vater zu gehen. Dieses unversehene Ereigniß läßt so viele neue Gedanken in meiner Seele aufkeimen, allein ich würde erröthen, mich jetzt schon denselben zu überlassen; ich will mich nicht einmal bei Augustine zeigen. Indessen kann sie nicht allein hier bleiben; ich glaube, daß es ihr lieber sein wird, wenn sie bei Julietten ist, wenn sie wieder zu sich kommt; ich trage daher Dubois auf, sie dahin zu bringen.

Der Wagen, der sie gebracht hat, ist bereit. Du-

bois und Ninie gehen zu Augustinen. Sie will die Reste ihres Gemahls noch nicht verlassen; allein Ninie besteht darauf, sie bittet sie inständigst, abzureisen, und Dubois führt sie in dem Wagen fort, in dem er sich neben sie setzt und den ich mit Freuden abfahren höre.

Ich habe jetzt nur noch traurige Pflichten zu erfüllen. Ich bringe deshalb einige Tage in Hanches zu, lasse Jenneville auf dem Kirchhofe des Fleckens begraben und einen Stein mit seinem Namen ohne alle weitere Inschrift auf sein Grab setzen.

Endlich habe ich Herrn Benin Lebewohl gesagt und Ninie umarmt, indem ich ihr alles mögliche Gute und keine so tragischen Ereignisse mehr in ihrem Wirthshause wünsche. Ich verspreche ihnen, sie, so oft ich zu meinem Vater reise, zu besuchen, und kehre nach Paris zurück. Wer hätte mir gesagt, daß ich sobald dahin zurückkehren würde? Ach, wie wohl habe ich daran gethan, meine Wohnung in der Charlot-Straße zu behalten! Wie viele Erinnerungen knüpfen sich an sie, wie viele Hoffnungen! Ja, ich muß gestehen, für mich ist die Zukunft auf's Neue voll Reiz.

Meine erste Sorge ist, Dubois aufzusuchen. Er sagt mir, daß er Augustinen zu Julietten gebracht hat, der er das in Hanches vorgefallene Unglück mittheilte. Er weiß, daß seither Madame Jenneville bei Julietten geblieben ist.

Soll ich sie besuchen? Nein, ich darf noch nicht, ich will ihren Schmerz achten; sie wird mir für diese Entbehrung danken, die ich mir auflege. Ich

werde mich damit begnügen, mich nach ihr zu erkundigen.

Allein Jemanden will ich sehen und suchen: den elenden Blagnard. Mehrere Tage lang fahnde ich unausgesetzt nach ihm. Ich verlange, Dubois soll mir in meinen Nachforschungen helfen, allein Dubois, der erräth, warum ich diesen Schurken finden möchte, behauptet, er habe sich nach Sibirien geflüchtet und es sei also vergebens, ihn aufzusuchen.

Es sind nun sechs Wochen, seit ich nach Paris zurückgekehrt bin und ich schicke alle Tage, um Etwas von Augustinen zu erfahren; allein ehe drei Monate verflossen sind, will ich mich nicht bei ihr einstellen. Dubois sagt, daß ich bereits wieder Dummheiten mache und daß ich warten werde, sie zu besuchen, bis sie wieder verheirathet sei. Aber ich fühle zu gut, daß ich nicht bei Augustinen sein kann, ohne sie meine Liebe sehen zu lassen, und es kommt mir vor, als wäre es noch zu bald, mit ihr von derartigen Dingen zu sprechen.

Eines Abends begegnen Dubois und ich, vom Essen kommend, Solivet, den ich seit langer Zeit nicht mehr gesehen hatte. Nach den ersten Begrüßungen fängt er nach seiner Gewohnheit an, von seinen Angelegenheiten zu erzählen, beklagt sich und behauptet, es gehe ihm kein Geld ein. Einer von seinen Gläubigern ist sogar eben gestorben.

„In St. Pelagie?“ fragt Dubois.

„Nein, im Spital. O! bei dem lohnt es sich nicht der Mühe, ihn in's Gefängniß zu setzen; da war keine

Hoffnung mehr! Sie haben ihn gekannt, meine Herren, jenen Menschen, der einen so großen Lärm von sich machte, der keine aufgezogenen Pfannkuchen essen wollte, weil das zu klassisch sei! Offenbar hat er es romantischer gefunden, im Spital zu sterben.“

„Von wem sprichst Du denn?“

„Ei, zum Henker, von Blagnard.“

„Blagnard ist gestorben... gestorben im Spital? Vor etwa sechs Wochen habe ich ihn noch mit zwei Bedienten gesehen.“

„Die er ohne Zweifel nicht bezahlte. So viel ist gewiß, daß er zwei Tage vor seiner Krankheit Alles, was er hatte, im Spiele verlor, so daß sein Miethsherr ihn nicht einmal bei ihm sterben ließ.“

„Blagnard ist todt!“ ruft Dubois aus; „das macht zwei Duelle weniger, denn Deligny wollte sich mit ihm schlagen, und sicherlich hätte ich, da ich ohne Zweifel sein Sekundant gewesen wäre, diesem Schufte auch ein Paar Worte gesagt; aber nun ist es nur um so besser, daß es so abgegangen ist.“

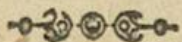
Da ich mich nun nicht mehr damit zu beschäftigen habe, Jenneville zu rächen, so kann ich mich ganz dem Vergnügen hingeben, das ich mir verspreche, wenn ich Augustine wiedersehe. Die drei Monate sind endlich vorüber und ich stelle mich bei ihr ein. Ich sehe sie wieder! Ein einziger Blick von ihr entschädigt mich für mein langes Warten. Augustine ist zu aufrichtig, um das Vergnügen zu verbergen, das sie bei meinem Anblick empfindet. Ihr Herz kann nicht jene Schmerzen heucheln, den der Verlust einer Person, die man nicht

geliebt, nicht verursacht. Wir sprechen nicht von Liebe; allein wir wissen wohl, daß wir uns das ganze Leben lang lieben werden.

Augustine wohnt ferner noch bei Julietten bis zur Rückkehr der schönen Jahreszeit. Jetzt sehe ich sie jeden Tag; warum sollten wir uns nun des Vergnügens, bei einander zu sein, berauben?

Wenn der Monat Mai dem Felde seinen Schmuck wieder gegeben hat, kehrt Augustine nach Luciennes zurück. Hier in diesem geliebten Landhause soll ich den Lohn der Liebe empfangen. Jene Gebüsche, jenes dichte Gehölz, die Zeugen meiner Seufzer, sind jetzt die meines Glücks. Augustine gehört mir an, sie wird meine Frau. Ich habe an meinen Vater geschrieben; er mußte wohl seine Einwilligung geben. Außerdem hat Augustine tausend Franken Renten; ist das mit dem, was ich noch habe, nicht mehr als genug, um glücklich zu leben?

Endlich ist sie meine Frau. Ich habe sie zu meinem Vater geführt, der sie reizend fand und mir zu meiner Wahl Glück wünschte. Augustine weiß die ganze Welt in sich verliebt zu machen und will nur mich lieben. Im Winter wohnen wir in Paris und im Sommer verlassen wir Luciennes nicht. Juliette besucht uns oft: sie ist glücklich in unserm Glück. Auch Dubois besucht uns manchmal und erzählt uns seine Tollheiten und meine Frau entschuldigt dieselben mit seinem guten Herzen.



Inhalt des ersten Theils.

	Seite
Erstes Kapitel. Erste Vorstellung eines Melodrama's. — Der veilchenblaue Mantel	5
Zweites Kapitel. Das Kaffeehaus	31
Drittes Kapitel. Die zwei Grisetten	50
Viertes Kapitel. Jenneville, Solivet und ich	68
Fünftes Kapitel. Abendunterhaltung bei Grisetten. — Krapfen	91
Sechstes Kapitel. Die Oper	123

Inhalt des zweiten Theils.

Erstes Kapitel. Betrachtungen. — Anvertrauen. — Bruch	1
Zweites Kapitel. Frau von Remoade und ihre Gesellschaft	12
Drittes Kapitel. Wieder die unbekanntte Dame	29
Viertes Kapitel. Ich mache Bekanntschaft	43
Fünftes Kapitel. Ich besuche sie	65
Sechstes Kapitel. Ich thue Alles, was sie will	80
Siebentes Kapitel. Der Ball im Autruil	116

Inhalt des dritten Theils.

Erstes Kapitel. Alles klärt sich auf.	1
Zweites Kapitel. Eine Scene am Hafen	23
Drittes Kapitel. Was man vorausgesehen hatte	44
Viertes Kapitel. Die Unterhaltung im Schatten	57
Fünftes Kapitel. Mein Vater in Paris. — Sonderbare Lage	75
Sechstes Kapitel. Das Haus in der Allee des Neuves	105
Siebentes Kapitel. Mein Vater und Dubois. — Der franke Engländer	128
Achstes Kapitel. Die Besuche	146

Inhalt des vierten Theils.

Erstes Kapitel. Der Mann bei dem Liebhaber	5
Zweites Kapitel. Vierzehn Tage Geduld	18
Drittes Kapitel. Die Liebe auf dem Lande	35
Viertes Kapitel. Der Mann bei seiner Frau	66
Fünftes Kapitel. Ein Freund und eine Freundin	76
Sechstes Kapitel. Das Wirthshaus zur goldenen Sonne	93
Siebentes Kapitel. Unverhofftes Zusammentreffen	123

Part 137. In 1862

Euler

Jan 28. 1862

Japan

Vitelliputuli

Maccisp.
15/3 1862



Pharmacopoeia

Pharmacopoeia
Popocatepetli

